SATIRISCHE ZEITBILDER IN SCHARFEN UMRISSEN NACH DEM LEBEN; ODER, ERZÄHLUNGEN, ...

Julius von Voss

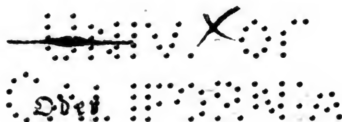



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Satirische Zeitbilder

in

scharfen Umrissen nach dem Leben.



Oder

Erzählungen, Schwänke und Possen

aus der neuen und neuesten Zeit,

kurzweilig und erbaulich niedergeschrieben

von

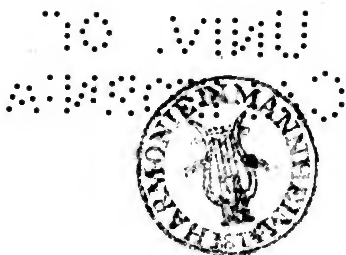
Julius von Voß.

Erstes Bändchen.

Neue Ausgabe.

Breslau 1817,

bei Josef Max und Komp.



Inhalts-Verzeichniß.

Bruchstück aus einer Vorlesung über neue Kriegskunst.

— Wahr ist es, meine Herren, wir sind geschlagen worden, sogar, wenn Sie wollen, sehr geschlagen. Lassen Sie uns das freimüthig zugestehn. Durch Fallen lernt das Kind laufen, wir lernten durch eine Niederlage siegen. Ja, das lernten wir, denn es besteht nicht der mindeste Zweifel, daß wir nicht denselben Feind, der vor einigen Jahren uns schlug, bei einem neuen Kriege zertrümmern sollten. Denn was er gedankenlos empyrisch lernte, was ihm ein oberflächliches Dafürhalten und Meinen ist, haben wir a priori, haben wir nach wahr geprüften Erfahrungslehren, theoretisch, ächt theoretisch

erforscht, wir wandeln in Sonnenhelle, wo nur ein mondlicher, umwölkter Himmel ist. Wir sind nunmehr die Helden a priori worden, und eine gute Vorkunde muß so moralisch nothwendig in der Ausführung bewähren, als physisch jener Apfel der Schwerkraft gehorchen mußte, den Newton in seinem Garten vom Baume zur Erde fallen sah.

Ich werde nunmehr die Ehre haben, meine Herren, Ihnen die Grundlinien, Hauptthesen, Elementarsätze, wie Sie es zu nennen belieben wollen, vorzutragen. Glücklicherweise treten sie in einer Konzentrizität, in einer Einfachheit auf, die jene Aesthetik in der Nuß überfliegt. Und dennoch umfangen die aus dem Mittelkern dringenden Centrifugalstrahlen die Unermeßlichkeit. Konzentrizität und Excentrizität heißt also die Wissenschaft, das prägen Sie wohl sich ein.

Unsere Väter krankten an Pedanterie, wir haben die Ketten des Vorurtheils weggeworfen. Darum fortan ja keinen Buchkram, er führt in

jene Gefangenschaft zurück, in jenes Siechthum der Autoritäten. Sie mögen einen Xenophon oder Julius Cäsar, einen Frontin oder Vegez, Sie mögen die Neueren lesen; doch nur wie man die Geschichte der Philosophie liest, die Beschreibungen vergangner Kriege, welche mit Erfahrung speisen sollen, gelten Ihnen höchstens Sternenunterhaltung, a priori müssen Sie, auf den Höhen des Zeitalters stehend, alle Resultate vorher wissen, die jene Chroniken Ihnen geben können und besser, denn häufig lügt die Geschichtgöttin und plaudert Inkonsequenzen.

Mathematik sollen Sie kennen, doch nur um zu mathematisiren, wozu jedoch der Takt leicht aufgefunden wird; wenn man die Geistesschwingen mit Freiheit bewegt. Die Fortifikation ist eine veraltete Wissenschaft, man halte sich weder mit Festungsbau noch mit Schanzenbau auf, des Feindes Festungen lasse man liegen und gehe in seine Hauptstadt. Thut es ja Noth, eine derselben zu nehmen, so wird eine dreiste Leiter-

ersteigung in den meisten Fällen anwendbar, nicht menschenkostspieliger, aber bei weitem zeitsparender seyn, wie die altmodigen, schneckenartigen, feigen Belagerungen.

Geographie wurde von den Alten gepriesen, es giebt aber eine gewisse Okular-Geographie, welche Attila, Gengiz-Chan und Tamerlan verstanden und damit sehr schnelle Züge vollbrachten, die ich auch lobe. Nur ja keine Terrainkunde, die sich bis zu Geogenien oder Geologien versteigt, es wird eitel Pedanterie daraus. Zwei gesunde Augen auf einen Berggipfel, einen Thurm, eine Windmühle getragen, Jäger und Schäfer der Gegend dazu und der Kriegsgeograph wird meistens auslangen.

Molieres Fechtmeister sagt schon: Tout le Secret des armes ne consiste qu'en deux choses, à donner, et à ne point recevoir. Da haben Sie es auch im Großen. Nur stets übersichtend, meine Herren, dringen Sie ja schnell zur Universalität hin, nur einen

mächtigen Willen und die Höhe ist bald erflogen.

Vielleicht daß Mancher eh' die Wahrheit
finden sollte,
Wenn er mit einiger Müh die Wahrheit suchen wollte.

Ich blicke aber auf meine Uhr und gewahre, daß meine Prolegomenen schon eine Viertelstunde hinnahmen, und dennoch verhieß ich in einer halben Stunde die gesammte höhere Taktik zu lehren, jeden empfänglichen Kopf in Ihrer Mitte in den Stand zu setzen, sogleich ein Heer zu befehligen. Ich halte Ihnen auch Wort. Die Sentenz: kurzes Leben, lange Kunstübung gehöre den Großmüttern am Spinnrocken. Das Leben ist lang, die Kunst verkürzt sich, wenn man nur zu verlängern und zu verkürzen weiß. Zu Feldherrn will ich Sie machen, theure Zuhörer, aber das ewig wahre minima non curat praetor sende ich voran. Sie bedürfen der Pferde, aber den Pick-Poket mögen Ihre Fahnschmiede studiren.

Sie bedürfen der Flinten. Büchsenmacher sollen für ihre Güte sorgen, Korporale Ihre Tirailleure zielen lehren. Sie nehmen Kanonen ins Feld mit, Artilleristen, Gießer, Rademacher, Schirrmeister mögen da ihre Künste zeigen. Minima non curat praetor. Besser wie Kanonen und Flinten bleibt ohne Zweifel das Bajonett, weil man damit am kräftigsten imponiren, überrennen, niederbohren, werfen kann. Ich gebe Ihnen auch nebenher das Thema zu überdenken: ob man nicht, bei erforderlicher Truppenzahl, wenn man daneben keine Verluste achtet, ferner schnell genug anlauft, eben auch dem für so genannte rasirende Feuer geeignetem Terrain, nach Umständen ausweicht, endlich meistens Nachtattaquen wählt, nicht mit bloßen Lanzen und Sensenstangen, das nach alter Art am kunstreichsten organisirte Heer vernichten könnte.

Die Gegenstände, worauf aber der Feldherr sein Augenmerk zu richten hat, und wo er vom Staat entweder Unumschränktheit empfangen

oder den Commandostab niederlegen muß, sind:

Die Conscription.

Ueber viele Kriegsdinge giebt es keine Regel, hier muß dagegen eine ohne Ausnahme bestehn. Menge, Menge, wiederum Menge, Zahl und abermal Zahl, und noch einmal Zahl, so ruft das Bedürfniß der neuen Kriegskunst, alles Streben muß sich zu seiner Erfüllung hinwenden. Bringen Sie ein größeres Heer ins Feld, als Ihr Gegner, ist der harte Krieg schon gewonnen. Ueberlangen, Umfassen, in Seite und Rücken gehen, alles das sind Kinderspiele, wenn Sie überlegen sind; Bewegungen, welche den Feind verhindern, Ihnen das nämliche zu thun, durch Flankenverlängerung, durch Seitenmärsche, Haken und dergleichen, vollzieht der erbärmlichste taktische Empyriker, dafern es nur nicht an Menschensummen dazu gebricht. Also Mengen, Zahlen, Summen, noch einmal!

Die Conscription muß alles umfassen, vom sechzehnten bis zum funfzigsten Jahre, thuts Noth, vom vierzehnten zum sechzigsten. Denn auch Kinder und Greise sind zu brauchen, selbst Halbkrüppel dienen zu Kanonenfutter. Führten doch eine Penthesilea, eine Thalestris Weiber ins Feld.

Keinen Stand berücksichtigt! In Barcellona vertheidigten Kapuziner den Wall, 800 Geistliche sollen in jener Belagerung geblieben seyn.

Man wendet ein: gewisse Erziehungen, gewisse verweichlichte Naturen taugen nicht zum Kriege — nur das Gesetz eiserner Nothwendigkeit. Was nicht leben kann, kenne man nicht. Denn auf Ausnahmen eingehend, werden sich von hunderttausend Köpfen gewiß dreißigtausend entziehen, und dagegen etwa von den hunderttausenden zehntausend Gelehrte, Schneider, Leinweber, Schwindsüchtige, von den Beschwerden umkommen; so haben Sie noch zwanzigtausend Mann Vortheil.

Es ist übrigens Alles für Nebenabsichten zu gebrauchen. Priester können Frommen predigen, Philosophen Ungläubige gegen Schmerz und Tod waffnen, Rechtsgelehrte Manifeste drechseln, Aerzte Wunden heilen, Poeten Kriegslieder fertigen, Chemiker Pulver und Pechkränze machen, Schneider und Schuster Kleider und Schuh flicken u. s. w.

Aus dem elendigen, dem sogenannten Tafel bilde man gelegentlich Türkenkolonnen funfzig Mann hoch, die tüchtige Kerle oder Reuterei auf Batterien treiben mögen, oder man sprenge Positionsschlüssel mit dem Kanonenfutter. In dem Klumpen würden selbst Taubstumme und Blinde mit fortzuschieben seyn oder Gräben füllen helfen können. Sie dienen zu Kürassen für die tüchtige Mannschaft oder als Brücken zum Uebergang:

Verpflegung.

Mit Schatten ziehn wir nicht in den Krieg, sonst würde es um die Verpflegung ein bequemes

Ding seyn. Hunderttausend Mann bringen hunderttausend Menschenmagen und viele tausend Pferdemagen mit, diese wollen gestopft seyn. Daß es gehörig geschehe, ist ein Hauptbefehl, den Feldherrn ihrer Thätigkeit aufzulegen haben.

Magazine, Feldbäckereien sind wie aller unnöthige belästigende Troß antiquirt. Der Krieg nähre den Krieg, das wußte schon Wallenstein. Requisitionen und Fouragirung, durch sie nährt man Gottes Ebenbild und das liebe Vieh.

Hier muß ich doch gleich einen Grundsatz voransenden, der unumstößlich im neuen Kriegssystem Platz nimmt. Er heißt: je mehr Erbarmen im Kriege, je unbarmherziger. Durch weichliches Mitleid oder gar Sentimentalität, verlor schon mancher General seine Ansprüche auf den Lorbeer. Man nehme, wo man findet, bei Freund und Feind, beim letzten entsteht über das Recht gar keine Frage, dem ersten bezeige ich Wohlthat durch einen Aderlaß, von dem er schon sich wieder erholt, statt ihn langsam zu entmar-

ken, auszusaugen. Freilich verblutet auch mancher sich schon durch den einmal empfundenen Schnepper, wer kann da aber helfen, der Kriegsgott bedingt Opfer.

Also jedem Geschrei taube Ohren entgegengesetzt. Es ist einmal nicht anders. Wer das Vaterland vertheidigt, will und soll leben. Frißt ein Regiment die Jahresernte eines Kirchspiels bei einem Marschbivuak auf, verbrennt es zu Lagerfeuern zwei Dörfer, wenn es nur dadurch zum schnellen Weiterrücken, zum Siege geeignet wird, so genießt der Landmann künftig Zeit und Sicherheit, die Hütten wieder aufzubauen und die Felder zu bestellen.

Ehedem führte man eine Karthäuserdiät bei den Soldaten ein. Denn Geiz legte die Magazine an und Proviantkommissarien betrogen den Krieger noch um die Hälfte der Hungerleiderportion. Die Geschichte erzählt uns aber auch zur Warnung von den Schneckengängen damaliger Operationen; Erfahrungen des Tages hingegen

meldten davon, wie schnell sich ein wohl genährtes Heer zu bewegen vermag. Altdeutsche Fleischfresser, keine Rübenfresser will der Krieg.

Pferden, denen man sonst zwei oder drei gestrichene Metzen Hafer und eine Faust voll Heu zutheilte, war auch nur ein Tagemarsch von vier Meilen zuzumuthen, sie zogen kaum drei Zentner. Kärner lassen die ihrigen zwölf bis sechszehn fortschleppen, Kosacken reiten zwölf Meilen den Tag, nach Herzenslust mögen aber ihre Thiere sich in reinem Hafer sättigen.

Vom Magen geht jede Kraft aus; selbst die höhere Seelenkraft. Man schaffe dem Soldaten täglich vier, sechs, acht Pfund Schinken, Rindfleisch, Metwurst, Wein, Bier, Aquavit, den Pferden so viel sie immer mögen, und fliegen wird der Feldherr mit seiner Armee. Nur barmherzig durch Nichterbarmen, nur dem wackern Vaterlandsvertheidiger durch die Finger gesehn, und man kann ihn schaffen, er wird sich auch selbst schaffen.

Guter Geist der Truppen.

Der Körper ist eine Maschine, der Geist ihr Triebrad, zwischen beiden muß ächte Gegenseitigkeit bestehn.

Man glaube Kriegsberichten nicht. In zehn Fällen lügen sie neunmal. Die Unwissenheit schrieb sie nieder. Oft weiß der Sieger nicht, was ihm seine Trophäen errichtete, der Ueberwundne sucht Entschuldigungen. Um sich selbst zu rühmen, mißt oft ein Feldherr seinen Dispositionen bei, was eigentlich dem Heergeiste gelang. Truppen von stümperhafter Manövrirfähigkeit werfen nicht selten die Trillertaktik, Neulinge, sogar Tröpfe von Feldherrn schlugen tiefgelehrte Heerführer, weil Kraftgemüthlichkeit in ihren Reihen zu finden war. Diese Kraftgemüthlichkeit und der gute Geist sind Synonyme.

Ruft ins Daseyn was zum Siege führt. Daran thut es Noth, nicht an Kriegslehrbüchern, deren es tausend und abermal tausend giebt, die am Ende zu nichts als Stümperhaf-

tigkeit führen und ihre Theoretiker, wo es Ausführung gilt, jämmerlich im Stich lassen, als wovon manches Beispiel anzuziehen wäre. Guten Geist, keinen von der Satyre so genannten, einen wirklichen verlangt die Zeit.

Er ist zu erschaffen, wahrlich! Man stelle sich nur zur Höhe eines Gottes hinauf, dort überschaut sich das Geistergebiet und mächtig leitet von dort gescheute Kunde.

Der gute Geist ist in vaterländischen Reden zu demonstriren, man kann ihn von Kanzeln oder hinter Trommeln religiös zu empfehlen suchen, man kann mit dem Sporn der Ehre lustig kitzeln, man kann ihn durch schmetternde und wirbelnde Feldmusik, durch Kriegsgesänge einzuflößen suchen — alles nicht zu verwerfen, gelegentlich auch anzuwenden, aber immer doch nur Nebenhülfsmittel, durch die nur Winziges auszurichten steht, wenn die großen, nachdrücklichen, unfehlbaren Antriebe verabsäumt werden.

Guter Geist entsteht — bewährter: einmal aus physischer Kraft.

Gestählte Nerven, feste Muskeln geben Muth, kriegerischen Leichtsinn, Munterkeit, fröhliche Hoffnung, Geistesgegenwart, Regsamkeit - also die physische Kraft herbeigeführt - also Rindfleisch, Schinken, Metwurst, starke Getränke, darauf kömmt alles an und den Pferdegeistern Hafer, Roggen, auch Brod, Bier, nur daran gewöhnt und sie verfüttern sich nicht.

Ferner entblüht der gute Geist: aus dem Interesse.

Nicht allein der Jude schachert um Profit, alle Menschen wollen gewinnen, fangen es nur der Eine so, der Andere so an, und freilich die Mehrheit unbeholfen und einfältig.

Man bedenke doch ja, daß nur durch Friedrichs didaktische Poesie über die Kriegskunst begeistert zu werden, schon ein ziemlicher Grad von Bildung nöthig ist, bei dem sogar oft die Hälfte der physischen Kraft untergeht. Die meisten

Soldaten sind ja Lumpen, ein so heroischer Zartsinn ihnen fremd. Und gewissermaßen recht gut, Frau Bellona ist einmal ein rohes Weibsstück und keine ästhetische Grazie. Die Reden im Livius sind schöne Erfindungen, die alten Römer fochten, weil der Stock sich hinter ihrem Rücken hob und vorne Beute und getheilte Aecker winkten.

Der Soldat muß nicht im Felde allein sehr reichlich genährt werden, daß ihm der Krieg besser gefalle als der karge Friede, sondern man hat ihm auch Aussichten auf durch Siege erhöhtes Wohlleben zu öffnen. Da ist sein Interesse gewonnen. Noch mehr durch Hoffnung der Beute. Man halte ihm auch Wort, wo es nur angeht, sonst traut er künftig den Verheissungen nicht mehr.

Feindes Land schonen, diese Thorheit wurde oft schwer bestraft. Sentimentale Feldherrn machten ihre Soldaten verdrossen, wurden dann geschlagen, der Gegner kam nun ins eigne Land und schonte nicht. Nein, dem gemeinsten Krieger

muß die Erwartung locken, im Felde sein Glück machen zu können, es muß Beispiele solcher Bereicherungen geben, dann geht er willig in den Kampf. Plündernde Armeen waren immer die siegreicheren, Niemand sehe also genau hin, was der Soldat auf Feindes Boden thut; man gebe bisweilen eine reiche Stadt Preis, lasse die wackre kriegerische Jugend, wo es Zeit und Umstände sonst erlauben, mit dem schönen Geschlecht sich beliebig vergnügen. Es muß für die harte, geistehrenvolle Arbeit auch Lohn geben, wenn der Soldat nicht den Geschmack daran verlieren soll. Im Punkt des Geschlechtstriebes, der dem Manne von den Händen der Natur ja einmal eingepflanzt wurde, nehme es auch im eignen Lande der Feldherr nicht zu pünktlich. Wenn der Besitzer einer hübschen Frau, einer artigen Tochter, da Beschwerden führt, habe man keine Zeit darauf zu hören. Behält sie dieser doch, und oft gewinnt die Stadt für die Zukunft einen rüstigen Bürger.

Unter uns, meine Herren, ich rede nicht allein vom gemeinen Soldaten. Auch der Offizier, welchem die Aussicht lächelt, er werde vielleicht nach geendetem Kriege, daheim ein Landgut oder Haus kaufen können, thut sicherlich mehr, als geschehen wird, dafern man ihn nur mit Ehre speist. Diese Tafel muß aber dennoch reichlich gedeckt werden. Ordenszeichen, Medaillen, feierliche Weihen u. s. w. nichts von dem Allen versäumt, sie kosten dem Staate ja wenig oder vielmehr nichts, der Feind muß sie bezahlen. Eben so verstehen sich Beförderungen im Prospekt als nöthige Reizmittel. Doch nie aus den Augen gelassen, welch ein unvergleichliches Reizmittel bei vornehm und gering das Geld ist. Man denke nur, was die Prisenantheile auf den englischen Flotten bewirken. Die Frage: wo soll es herkommen? wäre überflüßig. Die Soldaten nehmen bei dergleichen richtigen Maximen eine Provinz mehr weg, und die muß es hergeben. Auch den vornehmsten Generalen ihre

Prozente von der Brandschatzung. Item, es hilft.

Aber wo es dem Tode so unmittelbar ins Auge zu blicken gilt, da muß dennoch ein Uebermaaß von Geisteskraft besorgt werden. Unsere Väter entblödeten sich in dem Punkt offen zu seyn. Weg mit aller falschen Schaam, wo Vaterlandes Nutzen ruft. Materialismus gehört zum Martialismus. Brandtewein am Tage der Schlacht, er baut Unsterblichkeitstempel. Den Tag vorher die Krieger gut mit Bouillon, Eierkuchen, Rinderbraten, Wein und Bier, genährt, die Nacht vorher möglichst gesorgt, daß sie lange und sicher schlafen können, dann kurz vor dem Angriff noch das flüchtige Reizmittel. Brown schickt sich zu den Armeen, nicht Hufeland. Champagner und Ungerschen den Offizieren. Daß nicht dem Guten zu viel geschehe, darüber mögen Unterbehörden wachen.

Die Muselmänner, wie viel bei ihnen auch die Religion vermag, inspiriren gehörig mit

Opium. Dies Mittel wäre vermuthlich bei uns auch zu gebrauchen. Es ist so bequem fortzubringen, die Gaben dürfen nur klein seyn. Der Spiritus Brunonis könnte fehlen. Also immer auch einen Vorrath des Mohnsaftes zur Hand. Aerzte mögen die Dosis ausmitteln. Vielleicht einem Kürassier und Grenadier drei Grane, einem Dragoner und Füselier zwei, einem Husaren und Jäger einen Gran, das weiß ich nicht. Und auch ja den Pferden vor dem Kampfe Bier.

Stellung und Bewegung.

Gleichgültig ob man in Legionen, Brigaden, Regimentern u. s. w. abgetheilt ist. Nebensachen die Stärke der Battaillone, Kompagnien u. s. w. man folge darin dem zu Hause oder anderwärts üblichen Brauch. Gleichviel. Es giebt niedre Taktiker genug, welche diese Kleinigkeiten trefflich zu besorgen wissen, hier wird die hohe Kriegskunst verhandelt. Diese bildet Linien oder Pudel, zerstreut sich in Tirailleurhau-

fen oder preßt in Kolonnen zusammen, ficht in einem oder in funfzig Gliedern, stellt die Reuter auf die Flügel oder hinten, alles nach Umständen. Die Magistri armorum müssen nur die Leute auf jeden Fall abrichten.

Das Terrain, auch Gelände genannt, Stärke und Stellung des Feindes, die nächste, sogenannte strategische Absicht, welche jedoch immer keine andere als eine Feindschlageabsicht seyn kann, stellen diese Umstände zusammen.

Aufmärsche, Schwenkungen und dergleichen mögen Trillertaktiker zwar ein wenig üben, aber sonst kann auch Rotten und Mannweise aufgelaufen, im Rennen die Linie gebildet werden, um damit in solchen Fällen keine Verwirrung entstehe, versuche man es recht oft in der wildesten Art.

Geben und nicht empfangen, darauf kömmt es an. Also möglichst ausgedehnte Linien. Schiefe Angriffe, Seitenangriffe, Rückenangriffe, Kolonneneinbrüche, Reutereinbohrungen,

alles ist zu seiner Zeit gut, und je mehr davon zugleich anzubringen steht, je besser.

Die Bewegungen schnell. Carrieren zu Pferde und zu Fuß. Der neue Krieg wird mit den Beinen geführt, sagte schon der Graf von Sachsen; und Heinrich von Bülow, wie steifer Pedant er auch übrigens seyn mag, hat doch Recht, wenn er auf das schnelle Laufen hält, wodurch man dem Feinde so imponiren kann, seinem Feuer auf so kurze Zeit sich darbietet und im schlimmen Fall, so bequem durch eine nicht eingeholte Flucht rückwärts Sicherheit und Athem zu neuen Angriffen gewinnt.

Also drauf, drauf! Nicht anfallen lassen, selbst angefallen. Mit Tiraillierhaufen, Manipulierlinien und Kolonnen, in Seite und Rücken. Mordhitze, Metzelei, anfangs nicht mit Gefangennehmungen aufgehalten, das belästigt zu sehr. So gehts.

Rekapituliren wir. M e n g e — R i n d s f l e i s c h — B r a n d t e w e i n — P l ü n d e-

rungshoffnung — wildes Anrennen — Mord, Mord, Mord und erbarmenloses Nachsetzen durch Reuterei und Fußwaffe. Sapienti sat.

So habe ich Ihnen meine Herren, die Geheimnisse der höheren Kriegskunst vertraut und wer mich richtig begriffen hat, wird morgen als Feldherr auftreten können.

Anmerkung des Herausgebers: O glückliches Zeitalter, dem solche Lehren gepredigt werden!

Fragment aus einer Predigt gegen die Tugend.

——— Meine andächtigen Zuhörer, also taugt es nicht, wie Ihr verfahrt. Ich muß im Namen des Vaterlandes zu Euch reden, im Namen dieser betrübten, verhängnißvollen Zeiten, wo die Einnahme der Regierungen vieler Lande in dem Maaße sich zu verkürzen pflegt, als sich ihre Ausgaben täglich erweitern. Jeder sei unterthan der Obrigkeit, gebietet die heilige Schrift und wie nimmer das Wort allein, sondern den Geist des Wortes zu prüfen, zu verstehn, zu erschöpfen ist, also gilt es auch hier. Unterthan der Obrigkeit seyn, umfängt nicht blos die Pflichten des Gehorsams gegen ihre Verbote und Befehle, son-

dern der gute Bürger ahnt auch, woran es den Gewalthabern eben mangelt, deutet leise Winke, und folgt ihnen treulich. Sintemal es ein schlechter Knecht ist, der keine Arbeit thun mag, als die ihm sein Herr auflegt. Wie viel zufriedner wird aber dieser mit ihm seyn, wenn er auch ungeheissen den Nutzen des Hausstandes emsig fördert und der Herr oft schon durch den wohlgesinnten Knecht gethan findet, was er ihm erst noch aufzutragen dächte. Er wird ihn loben, wie den guten Knecht im Evangelium, der im Weinberge des Herrn redlich gearbeitet hatte.

Wohl geschieht es mit kummerbeladnem Herzen, meine andächtigen Freunde, aber ich sehe mich, ein Lehrer des Volkes, gezwungen, viel an Euch zu tadeln. Zeiht mich deshalb keiner Widersprüche, wenn ich etwa in Jahren der Vorzeit Euch empfahl, was ich dermalen zu mißbilligen, zu verwerfen mich genöthigt sehe. Andere Zeiten, andere Dinge. Was in

den sieben fetten Jahren Egyptens gelten konnte, hatte in den sieben dürren Jahren eine neue Gestalt angenommen. Was Moses und Josua den Israeliten geboten, das verlangte unser Heiland späterhin nicht, als er im Tempel lehrte, und verkündigte den Menschen anderes Gebot. So habe auch ich, ehe die letzten Drangsale unser gedrücktes Land heimsuchten, mancherlei an Euch gestraft, was ich jetzt nicht nur mehr an Euch zu strafen finde, sondern auch seufzen muß, es nicht mehr vorhanden zu sehn. Ich könnte rühmen: ihr habt meinen Lehren fromm nachgelebt. Aber merket auch, geliebte Zuhörer, man kann, des Guten zu viel übend, die Tugend in Sünde verkehren. Uebertreibung, das seht und erfahrt Ihr täglich, bringt im gemeinen Verkehr des Lebens Schaden, also verträgt auch die Religion sich nicht damit. Du sollst den Sabbath heiligen, spricht das Gesetz, aber wenn Du dem Bruder, dem sein Ochs am Sabbath in den Brunnen fiel, den

Ochsen nicht herausziehen helfen willst, begehst Du eine Sünde wider die Nächstenliebe.

Ich werde Euch nun, meine andächtig Versammelten, die Sünden aufzählen, die Ihr in diesen Zeiten, zum großen Nachtheil des Gemeinwesens übt. Und das Gemeinwesen, befiehlt Euch die christliche Tugend doppelt zu lieben. Einmal, weil es durch Eure Nächsten zusammengestellt wird, und dann, weil Eure von Gott eingesetzte Obrigkeit, die Zügel dieses Gemeinwesens, oder des theuren Vaterlandes, lenkt, und sich in Erfüllung der ohnehin schweren Amtspflichten gehemmt, beengt, gehindert sieht, wenn in diesem Gemeinwesen manche alte Ordnungen der Dinge Störung leiden.

Zuvörderst habe ich, obschon ungern und tiefbekümmert, anzuklagen:

Eure Mäßigkeit.

Seht, lieben Brüder, diese Mäßigkeit würde unter manchen anderen Umständen zu

loben seyn, nur jetzt nicht. Man sieht bald dieses bald jenes Kaffeehaus schließen, bald diesen bald jenen Verkäufer von starken Getränken untergehn, die Klagen der Viehhändler, der Schlächter waren nie so groß und allgemein. Nun sind aber Schenkwirthe, Viehhändler, Schlächter und alles was dahin gehört, Eure Nächsten, bitten so gut als Ihr um ihr täglich Brod. Wenn sie zu Grunde gerichtet werden, indem Ihr sie nicht mehr besucht, oder ihnen weniger abkaufet, als hinreicht, um ihrem Nahrungsstand Gedeihen und Fortgang zu verschaffen, so habt Ihr in diesem Betracht an der Nächstenliebe schwer gesündigt. Euer Vergehn hat aber noch ernstere Folgen. Die Trank- und Konsumtionssteuern, die Schlachtaccise, wovon die Staatsobrigkeit einen Theil ihrer, in diesen unfreundlichen Zeiten so angewachsenen Ausgaben bestreiten will, erleiden wichtige Ausfälle. Es ist löblich, Cichorienwasser, oder den sogenannten Kompo-

sitionskaffee zu trinken, auch mögen beide ein ganz gesundes Frühstück seyn; es dürfte auch aus dem einen Gesichtspunkt betrachtet, nicht zu tadeln stehn, wenn Ihr die Süßigkeit bei sotanem Frühstück wirklich spart, um so mehr, als der Zucker, nach ärztlichem Gutachten, den Zähnen verderblich seyn und im Magen nachtheiligen Schleim anhäufen soll, jedennoch habt Ihr, meine Guten, dabei vielerlei zu erwägen. Der indische Kaffee und Zucker sind vom Landesvater mit einem hohen Impost belegt, weil er hohe Summen an seine Krieger und bürgerlichen Beamten zu entrichten hat. Wenn ihm nun der Impost von allen Seiten geschmälert wird, woher sollen denn jene treue Staatsdiener, zusammt auch Eure vaterländischen Mitbürger und christliche Nächsten, ihren wohlverdienten Lohn empfangen? Ich habe Euch nicht weiter auseinanderzusetzen, welche Bewandniß es auch da mit den kargen Tafeln hat, auf die Ihr Euch gegenwärtig zu be-

schränken pflegt, als wodurch allenthalben Eure Brüder und das Einkommen der Regierung leiden. Wäre es Sünde, die Erzeugnisse der Erde zu genießen, so würde der Herr der Welt sie nicht durch seine milde Natur entstehen lassen. Ihr feiert Eure Hochzeitmahle kümmerlich, und doch wisset Ihr, daß auf der Hochzeit zu Canaan in Galiläa Fröhlichkeit und selbst Ueberfluß herrschte. Hoffet Ihr etwa aber das Wunder nachzuahmen, mit einigen Körben Brod und zwei Fischen Tausende zu sättigen? O Ihr seid keine Wunderthätige, meine guten Brüder, seid nur schwache Menschen. Vermesset Euch da nicht!

Doch ich meine, Euch über die Frevel Eurer Mäßigkeit, so viel gesagt zu haben, als nöthig ist, um Eure ferneren Betrachtungen zu wecken, Eure Blicke zu anderweitigen Ansichten dieser verwirkten Missethat hinzulenken. Ich könnte noch hinzufügen, daß nicht allein Gewürzkrämer, Kuchenbäcker und Weinhändler

Eure Nächsten sind, sondern daß auch die Kirche, als solche, keineswegs Apotheker, Heilkundige oder Zahnärzte ausgeschlossen hat, und daß alle diese auch zu den Staatsbedürfnissen auf dem Wege der Gewerbsteuern redlich beitragen. Auf solche Nebenanwendungen gelangt Eure Klugheit aber wohl von selbst, nachdem ich die Hauptsache, meiner Pflicht als Volkslehrer nach, in Anregung brachte. So wird auch der Einfältigste unter Euch einsehn, daß ein Stadtmusikant seine Abgaben weder erlegen, noch mit Weib und Kind sich nähren kann, wenn die Mäßigkeit frevelnd alle Tanzsäle flieht.

Ich komme nun, andächtige Christengemeinde, auf den Mangel an Hoffart und Eitelkeit, der jetzt überall empfunden wird, auf die ärgerliche und so Vielen anstößige Demuth, als welcher in diesen Tagen Ihr so häufig Euch schuldig zu machen pflegt. Laßt die Stimme der Vermahnung in Eure Ohren

bringen, euch freundlich warnen gegen derlei Schwachheiten, ja, gegen dergleichen Jammer und Noth bringende Missethat. Ohne den prophetischen Geist des Jonas will ich trauernd verkünden, daß unser schönes Ninive untergehn muß, wenn Ihr also verharrt in Irrthum und Verblendung. Wenigstens muß es verarmen, verfallen und entvölkert werden. O nehmt die tiefe Noth Euch zu Herzen, fromme Brüder!

Mehr wie Jeremias klagen über Trübsal die Maurer, die Zimmerleute, die Glaser, die Ziegelbrenner, denn alle Hoffart ist von den Einwohnern dieser guten Stadt gewichen. Niemand läßt mehr ein neu stattlich Haus aufführen, ja nicht einmal die alten ausbessern und zierlich wieder überstreichen und antünchen. Ei, lieben Brüder, das ist nicht fein. Wenn Bauen eine Sünde wäre, wie hätte Noah seine Arche, ja Salomo den prächtigen Tempel aufführen dürfen, wozu er den Baumeister

Hiram aus Tyrus, und die Cedern sonder Zahl, vom Berge Libanon verschrieb.

Eben so kauft Euer sündlicher Mangel an Hoffart kein Gold oder Silber mehr, ja ihr veräußert wohl Eure köstlichen Geschirre und Zierrathen, seit dem unsere Obrigkeit sich genöthigt fand, die edlen Metalle mit einem Stempel zu belegen. Wäre es sündlich, köstliche Geschirre zu haben, dürfte es Mosen nicht befohlen worden seyn, die Stiftshütte der Israeliten damit zu schmücken. Diese Stiftshütte zierten auch schöne Tapeten von rosinroth und geeler Seide; bei Euch aber, meine Freunde, gerathen die Tapetenverfertiger an den Bettelstab. Die Stifthütte zierten Kronleuchter und allerhand Schnitzarbeit, Ihr seht gefühllos die Bronzirer, Spiegelmacher, Porzellainbrenner und Seidenwirker dem Hungertode entgegen gehn. Seitdem die Fenstertaxe eingeführt wurde, mauert Ihr deren zu, so viel es nur angeht und doch blickt man

durch die Fenster zum herrlichen ewigen Himmel. Ihr schafft Euer Gesinde der Luxussteuer willen ab, und macht, daß es aus Mangel zu ungerechtem Broderwerb greift. Seine Sünden auf Euer Haupt. Ihr wollt nicht Kutsche, nicht Pferde mehr halten, der auf seine gelegten Abgaben seyen. Bestände die christliche Demuth im zu Fuße gehn, würde nicht der Heiland reitend seinen Einzug in Jerusalem gehalten haben. Ihr tödtet sogar Eure unschuldigen Hündlein, weil Ihr eine geringe Luxussteuer davon entrichten sollt. O meine Lieben, Euer Thun ist nicht fein.

Nun komme ich mit Leidwesen auf Eure sündige Verträglichkeit. Täglich wird des Haderns und Zankens weniger, die Zahl anhängiger Prozesse bei den Gerichtshöfen nimmt bedeutend ab, das Abmachen streitiger Fälle, ohne die Rechtshülfe anzurufen, eben so bedeutend zu. Weil die Ohrfeigen und Prügel theurer geworden sind, ertheilt Ihr Euch sol-

che fast gar nicht mehr, wenigstens erheben die Empfänger keine öffentlichen Klagen. Es wird noch dahin kommen, daß nur Kriminalprozesse noch schweben, und das sind für den Richter die betrübtesten, weil die Verbrecher gemeiniglich zu arm sind, um Sporteln zahlen zu können, ja man, wenn sie gerädert oder gehängt werden, noch schwere Hinrichtungskosten erlegen muß. Aber bedenkt Ihr denn nicht, meine versammelten Andächtigen, daß Richter und Anwalde auch Eure Nächsten sind, auch von Sporteln und Gebühren mit den ihrigen leben wollen? Uebersehr Ihr zugleich so ganz und gar, daß jede landesherrliche Stempelkammer drückende Ausfälle leiden muß, wenn alljährlich viele tausend Bogen, ja man könnte sagen, viele tausend Ballen Stempelpapier weniger gekauft werden, indem so viele Schuld durch friedfertige Eintracht die Menge auf sich ladet. Ehe würde es christliche Nächstenliebe und zugleich patriotische Anhänglich-

keit offenbaren, wenn die Bemittelten nichtige Gründe aufsuchten, andere Bemittelte mit Rechtshändeln zu beunruhigen, und der Arme wenigstens sein Schärflein zum Gemeinbesten beitrüge, diesem oder jenem Freunde eine Ohrfeige ertheilend, so könnten doch einige Gerichts- und Stempelgefälle die Sportel- und landesherrlichen Kassen einnehmen. Aus der nähmlichen Absicht thäten fromme und den Gemüthern nach einstimmige christliche Gattenpaare löblich, wenn sie Ehescheidungen nachsuchten. Es bliebe ihnen ja unbenommen, eine Verbindung, welcher die Herzen entgegen strebten, gelegentlich wieder erneuend anzuknüpfen.

Doch von alledem geschieht nichts. Die Tugend, Euch so fremd hiebevor, Euch so oft umsonst von heiliger Stätte empfohlen,

ist über Euch nun kommen,
des klagen laut die Frommen.

Thut Buße, zeigt Euch lasterhaft,
dieweil auf vielen Erdenwegen
nur Heil und Segen
das gute Laster schafft!

Ende des Fragments aus einer Predigt gegen die Tugend.

Kleine Geschichten.

In einem Kriege unserer Zeiten hatte eine ***sche Reuterkompagnie, die weit gegen den Feind vorgesendet worden, diesem beträchtlichen Abbruch gethan. Mit eroberten Siegeszeichen und vielen Gefangnen kehrte sie zurück. Ein Offizier von einem verbündeten Heere, dessen General die näheren Umstände zu erfahren wünschte, ritt zu dem Hauptmann der Reuterkompagnie, wünschte ihm zu der rühmlichen Verrichtung Glück, und fragte: wie es eigentlich damit zugegangen sei?

Der Hauptmann gab zur Antwort: das kann ich Ihnen nicht sagen, ich war unpaß und nicht dabei. Mein Lieutenant wird Ihnen Auskunft ertheilen können.

Der Neugierige verfügte sich zu dem Lieutenant, und bat, ihm die Einzelheiten des kleinen Scharmützels mitzutheilen.

Der Lieutenant versetzte: Sie müssen sich zum Fähnrich bemühen, ich habe nichts von der Sache gesehn, war, eines natürlichen Bedürfnisses halber, zurückgeblieben.

Auf die nun an den Fähnrich gewandte Bitte, hieß es: Ich hatte die Zeit verschlafen und lag noch im Bette, als die Kompagnie wieder ins Lager rückte. Allein der Wachtmeister erstattet Ihnen gewiß Bericht.

Dieser Mann vermogte es endlich, und that es auch mit aller Genauigkeit.

Ein bekannter, vor einigen Jahren abgelebter jüdischer Theolog, welcher das Oberrabbineramt erst in Halberstadt, dann in London und zuletzt in Berlin verwaltet hatte, wurde befragt, wie es ihm an diesen Orten ergangen sei?

Er gab zur Antwort:

In Halberstadt hatte ich Juden, aber kein Geld, in London Geld, aber keine Juden, in Berlin habe ich weder Juden noch Geld.

Ein junger Mann, der eine Residenzstadt bewohnte, ließ sich gerne zu Gesellschaften bitten, und machte vorzüglich in angesehenen Häusern, wo man eine gute Tafel hielt, fleißig seine Aufwartung. Die Absicht gelang auch, man lud ihn um so viel lieber ein, als er sich gebildet und unterhaltend zeigte, und seine Gegenwart angenehm zu machen verstand. Endlich aber fand er es doch schicklich, diejenigen, welche oft ihn bewirthet hatten, gegenseitig durch ein Fest zu ehren. Da er, wie man zu sagen pflegt, en garçon lebte, sollte es in einem Gasthofe, aber mit allem Glanz veranstaltet seyn. Nur die Summe, die so eine Anordnung bedingen konnte, hatte er nicht Lust, aufzuwenden. Es war jedoch eben ein vermögender Domänenbeamte in die Haupt-

stadt gekommen, der eine wichtige Vergünstigung am Hofe nachsuchte. Die ersten deshalb gethanen Schritte, liefen fruchtlos ab. Jener junge Mann fand sich nun bei ihm ein. Mein Herr, sagte er, ich kenne Ihre Wünsche, doch auf dem Wege, den Sie einschlugen, erreichen Sie Ihr Ziel nie. Man sieht, daß Sie die große Welt nicht kennen.

Der Beamte dankte für den ungehofften Antheil eines Unbekannten, und fragte, was er denn, seiner Meinung nach, werde thun müssen, um die gehegte Absicht nicht zu verfehlen.

Vor allen Dingen hieß die Antwort, müssen Sie ein großes, mit trefflichen Getränken und Speisen, wohlversehenes Mittagmahl, in einem der ersten Gasthöfe veranstalten, dazu den Minister NN., den General NN., den Grafen NN., den Baron NN. und andere Männer von Einfluß laden. An froher Tafel schwindet alle Fremdheit, alle die

Bedeutenden fühlen sich Ihnen verpflichtet, werden Ihnen zugethan, wirken im Stillen, doch um desto nachdrücklicher für Sie, und ohne allen Zweifel werden Sie Ihr Ziel umfangen. Mag so ein Dinee Hunderte kosten, es wirft Ihnen ja Tausende ab.

Der Fremde dankte für den klugen Rath und zeigte sich bereit, ihm nachzuleben.

Jener fuhr fort: aber Sie müssen dabei auch mit zartsinnigem Takt handeln. Um alles in der Welt darf es nicht das Ansehn gewinnen, als wollten Sie die vornehmen Herren durch Ihre üppige Mittagtafel bestechen. Dies würde sehr übel empfunden werden, und die Sache rein verderben. In solchen Fällen ist es Ton, nicht einmal selbst einzuladen, sondern Jemanden, der mit den Herren bekannt ist, den Namen hergeben zu lassen. Dieser raunt jenem dann ins Ohr, wem sie den frohen Tag zu danken haben, und der eigentliche Bewirther findet sich gleichsam nur als mitge=

betener Gast ein. Wollen Sie nun, so bestellen Sie alles im Gasthofe, und zwar nach meinem Plan, der ich die Lieblingsweine und vorzüglich gern genossenen Speisen der Herren kenne. Ich sende dann Charten und bewirke, daß alles erscheint, was nicht erfolgen würde, wenn Sie, nicht bei ihnen eingeführt, Ihre Bitte um den gütigen Zuspruch laut machten. Wie gesagt, heimlich erfährt dann jeder von mir, es sei der Herr Domänenbeamte * * *, welcher sie bei sich sehen, und daneben seine Angelegenheit bei Hofe, ihrer Fürsprache empfehlen möchte. Dann ist alles gewonnen.

Der Beamte folgte dem ertheilten Rath buchstäblich, man eilte in den Gasthof, Rudesheimer, Steinwein, Ungar, Champagner, Hanauer, Pasteten, Austern, im Treibhaus gezogene Früchte, genug, was nur der Tafel-Luxus zu einem ausgezeichneten Gastgebot empfahl, wurden dem Wirthe herbeizuschaffen aufgegeben.

Die Einladung erfolgte nach Abrede, die Vornehmen erschienen, der Beamte zahlte und hatte — die Ehre mitzuspeisen ausgenommen — nichts.

Zwei junge schöne Kavaliere im ***schen Dienst lebten in auffallend inniger Vertraulichkeit. Der Leumund gab ihrem Beisammenwohnen, ihrem gegenseitigen Betragen, oft eine zweideutige Auslegung. Nicht selten hatten sie auch Spöttereien, die man ihnen ins Gesicht sagte, zu hören, und indem keiner Miene machte, die Ungebühr zu ahnden, zog man daneben ihre Herzhaftigkeit in Verdacht.

Unvermuthet geriethen aber die zärtlichen Freunde auf einem Kaffeehause in Wortwechsel, sagten einander heftige Beleidigungen und forderten sich auf Pistolen an die Grenze.

Kameraden boten sich zu sogenannten Sekundanten an. Nein, riefen die Entzweiten, solche Herren rathen oft den Streit friedlich

wieder beizulegen, es soll mit unserm Zweikampfe ein Ernst seyn.

So reiseten sie ohne Begleitung ab. Als sie heimkehrten, war des Einen Hut durchschossen, dem Andern hatte die Kugel einen Theil vom Degen zerschmettert. Nach diesen Anzeigen mußte es beim Duell gar hitzig zugegangen seyn. Die armen schönen jungen Leute sollten aber, dieser abgelegten Probe von Heldenmuth ungeachtet, in einem räthselhaften Lichte stehn bleiben. Denn man fand die Krämpe an dem verwundeten Hute sehr zerrissen und in einem großen Umfange abgesengt. Die Frage mußte billig entstehn; wie ging das zu. Auf funfzehn Schritte — in welchem Abstand die Kavaliere ihre Zweikampf vollzogen zu haben, behaupteten — hätte die Kugel nur eine runde Oeffnung in den Hut bewirkt.

Die Spottlustigen entzifferten nun also. Vermuthlich haben die zärtlichen Freunde, zu ihren anderweitigen Ergießen, auch die gefügt:

unverhohlen zutraulich einander den Mangel an Muth zu bekennen. Um aber sich bei den Uebrigen gefürchtet zu machen, auch künftig ihre Freundschaft, der so feindlichen Wendung halber, von mancherlei Nebenbemerkungen zu befreien, haben sie Streit und Beleidigung freundlich verabredet. Der Zweikampf ist dann so gefahrlos von statten gegangen, als es Gesinnungen wohlwollender Art nur aufle=gen konnten. Darin allein wurde es versehn, daß daß man die Pistole dicht an den Hut setzte.

Gar satyrisch fügte ein Witzling hinzu: beim Duell krümmen sie einander am wenig=sten ein Haar.

Als vor einiger Zeit, bei Gelegenheit des nächtlichen Anbrennens der Treppen eines Hauses zu Berlin, sich schauderhafte Unfälle begeben hatten, sprach alles von den Mitteln, wodurch Leuten, die in den Höhen der Gebäude wohnten, bei ähnlichen unglücklichen Ereignissen, schnelle Hülfe zu bringen sei. Die Zeitungen enthielten Vorschläge, die Journale kündigten neue Erfindungen zu diesem Behuf an, in wenigen Tagen sandten mechanische Köpfe über dreißig Modelle zu Rettungsleitern bei dem Polizeiamte ein. Genug es galt, wie oft schon, das Sprüchwort vom verbesserten Brunnen. In einer Privatgesellschaft aber sagte ein Klügler: alles das wird nicht hinlänglich seyn. Zu eng ist die Stadt gebaut, zu hoch sind die Häuser, die vielen Hin=

tergebäude taugen nicht. Man baue Berlin um, hat man doch Platz genug. Alle Straßen so breit wie die Linden, die gesammten Hofwohnungen weg, und keinem Hause mehr als zwei Stockwerke.

Gemälde
einiger mitleidswürdigen Unglücklichen dieser Zeit.

(Aus einer ungedruckten Fußreisebeschreibung.)

In diesen Zeiten der Noth und Wehklage ist leider keine Ansicht so gemein, als eine unglückliche Darstellung. Dies gilt vom Lebendigen wie vom Todten. Von wie manchen Wangen tilgt nicht Kummer die Röthe, wie viele unscheinbare Gewande kommen uns vor Augen, und oft an Rücken, die ehedem allein umgab, was Geschmack und Mode priesen. Eine gute Zahl von Laden steht öde, wo sonst die hineinbimmelnden Käufer schier nicht zu befriedigen waren. Eine Menge von stattlichen Häusern zeigt berauchte, verwitterte Auf=

jenseiten, bei Andern hemmen die angelehnten Strebefeiler kaum noch den Einsturz, wer ahnte nicht, weshalb die Eigenthümer ihre Wände mit keiner gefälligen, neuen, hellen Farbe übertünchen, oder stützen und flicken, wo sie von Grund aus neu zu bauen hätten. Wie selten rollt noch ein Prachtwagen mit schimmernden Livreen daher, wie spärlich stieben die Funken an den Gassensteinen vom Huftritt der muthigen englischen Wettrenner. Wie ausgestorben scheinen Märkte und Messen, wie viele gesenkte Häupter trifft man auf den Börsen. Mehr als ein Grabhügel, kaum mit dürftigen Rasen bekleidet, schweigt, von dem in anderen Zeiten lautredende Marmorplatten, von lieblichen Genien umringt, das Lob seines Entschlafenen würden verkündet haben. An Courtagen vor den Pallästen — doch wozu noch die Zeichnung vollenden — es sind ja eitel bekannte Dinge.

Bei dem Allen hat man einzugestehn, wie das zornige Schicksal, durch des Gemeinwesens Trauer noch nicht besänftiget, auch hie und da sich Einzelne wählt, sie gleichsam als besondere Zielscheiben für seinen Grimm erhöht, und Pfeil auf Pfeil, aus seinem leidigen Köcher, nach ihren Herzen sendet.

Solcher verfolgten, gebeugten — obschon nicht ganz gebeugt, weil Seelenhoheit edle Märtyrer emporträgt — Unglücklichen, sah ich bei Gelegenheit einer kleinen Fußreise — wer wanderte auch jetzt anders, wie einst die Apostel — ein halbes Dutzend. Und wär ich weiter gezogen, oder mit beobachtendem Sinn freigebiger ausgestattet, hätte ich deren ohne Zweifel noch viel mehr gewahren können. Die geringe Ausbeute meiner Reiseerfahrungen will ich inzwischen hier mittheilen. Es kann sein Gutes haben. Denn einmal verdienen rührende Unglückliche Bedauern und Antheil, ferner können andere Zeitverfolgte, nur immer

beschäftigt mit dem rauhen Loose, des ihnen fiel, leichter Trost in den Busen rufen, wenn sie umherblicken und erschauen, wie kläglich die fremden Brüder sich heimgesucht sehn.

Unter andern gelangte ich auf meiner Reise, nach dem Städtchen Narrenheim. Es war eine regnichte Sonntagsfrühe, weithallende Metallklänge strömten von den gothischen Kirchthürmen nieder, fromm ladend zur Kirchenandacht. Ich überlegte, daß es seinen zwiefachen Nutzen haben könne, wenn ich den heiligen rufenden Tönen, obgleich nicht einheimisch, auch gehorchte. Denn es war für mich gute Erbauung zu schöpfen, und auch möglich, daß während Gesang und Predigt der Regen endete, und ich sodann unter trocknem Himmel fürbaß zu pilgern vermochte.

Demnach betrat ich den Haupttempel des Städtleins Narrenheim, und ein Bürger hatte die Artigkeit, mich in seinen Stuhl aufzunehmen. Wer predigt heute? fragt ich den

Mann. Der Herr Superintendent Bitzelputzel, gab er zu Antwort. Predigt Herr Bitzelputzel gut? erkundigte ich mich weiter. Es ist einer von den berühmtesten Kanzelrednern in Deutschland, entgegnete mein Nachbar.

Der Gesang begann, hatte seinen guten, obwohl nicht eben harmonischen Fortgang, und endete. Herr Bitzelputzel stand auf seiner, von einem Engelbilde getragenen, und mit einem schöngemalten Baldachin überbreiteten Erhöhung.

Hilf Gott, wie bleich, wie leidend sah der Mann aus! Er sprach in wohllautenden, gutgefügten, kernhaften, markigen Worten, doch seufzte er sie mehr aus tiefbewegter Brust hervor, als daß er sie deutlich gesprochen hätte. Sein Periodenbau war rund und stattlich, er wußte viele alterthümliche Phrasen anzubringen, manche Wendung, mancher Ausdruck, versetzten den Zuhörer gewissermaaßen in entflohene Jahrhunderte, so im deutsch-an-

tiken Styl faßte er seinen Vortrag ab. Allein Kummer, Noth, Elend, Trübsal, Jammer, Bedrängniß, Kreutz, Duldung, Hiobsplage, nichts anders lieferte den Stoff seiner langen Rede. Er schaute bald gen Himmel, wie ein siecher Lazarus, bald sah er wieder mit den gerührtesten Blicken innigen Mitleids auf seine Gemeine herab, und machte oft dem zerknirrschten Herzen durch Thränenströme Luft. Immer kam er auf das Elend der Zeiten zurück, und suchte er schon, die oft mitweinenden Versammelten, zu beruhigen, Trostes Balsam in ihre Seelenwunden zu träufeln, durch Evangelien- und Epistelstellen sie zu ermuthigen, durch gläubig hoffende Zuversicht das trübe Dunkel in ihren Gemüthern aufzuhellen, so ersah man wohl, daß eine solche gutthätige Absicht meistens verloren ging. Denn zu kummerbeladen war der Trostspendende selbst, als daß seine Ermahnungen die Grambürden hinzuwerfen, hätten eindringen können.

Mitleid, das innigste, regte sich bei mir auf. Meine Blicke hingen mit einer heißen Theilnahme an Herrn Vitzelputzel. Wie unglücklich muß dieser rechtschaffene Edle seyn, dachte ich, wie schwer die prüfende Hand der Vorsehung auf seiner Brust liegen, wie viel ihm die Zeit geraubt, wie unbarmherzig seinen Frieden gestört haben. Denn nimmer könnte wohl irgend ein Antlitz so treu, so wahr, tiefe Leiden abspiegeln, nie so dunkle Wolken eine Stirn umschatten, wenn die Seele nicht aus tiefen Wunden blutete. O der Unglückliche!

Ich ergriff den Entschluß, nach geendeter Predigt Herrn Vitzelputzel zu besuchen, ihm die Theilnahme, die er mir abgenöthigt hatte, wenigstens kund zu thun, wenn ich auch nicht sollte hoffen dürfen, indem ich einen Trost wagte, damit seine Wehmuth um etwas zu zerstreuen.

Meinen Nachbar fragte ich beim Weggehn aus der Kirche: ist Herr Vitzelputzel im

vergangenen Kriege etwa geplündert worden? Nein, antwortete der Mann, unsere Stadt erlitt keine Plünderung. Hat man vielleicht die Seinigen gemißhandelt, brannte er ab, kam er um seine Einkünfte?

Von dem Allen nichts, sagte der Bürger, seine Familie befindet sich gut, er mag sich wohl auf zweitausend Thaler jährlich stehn, und davon ist ihm nichts oder doch wenig geschmälert worden.

Das befremdete mich, den Mann so ungemein trauernd gesehn zu haben. Weil inzwischen Reisende ihre Neugier eben so gern spannen, als befriedigen, so begab ich mich desungeachtet zu Herrn Bitzelputzel, um, wo möglich, den eigentlichen Grund seines Kummers zu entdecken. Ich bürstete mich aber in einem Gasthofe erst ein wenig ab, und brachte meine Haare, in denen noch einige Halme von der letzten Streu im Dorfkruge befindlich waren, mit dem Kamm der Stadtwirthin in Ordnung.

Als ich die Treppe hinaufstieg, saß Herr Bitzelputzel schon mit den Seinigen an der Tafel, und ich hörte ihn unten laut schäckern und lachen. Gottlob, dachte ich, so erfreut den Ehrwürdigen doch bisweilen eine heitre Minute.

Ich poche leise an. Herr Bitzelputzel kam selbst, die Thüre zu öffnen, und führte mich sehr artig in eine Nebenstube. Hier belehrte mich eine kurze Unterhaltung, Herr Bitzelputzel finde es diensam, sich in die Farbe der Zeit zu kleiden, und wenn viele wirklich unglücklich sind, es mindestens auch zu scheinen. Weil dies nun jedoch offenbar viele herbe Anstrengung kostet, und es in der That Pein bringen muß, sich gepeinigt zu stellen, so ist auch Herr Bitzelputzel unseres innigen Mitleids würdig, und ich empfehle ihn der gerührten Theilnahme aller Leser — wenn mein Büchlein deren noch findet — bestens.

Von Narrenheim machte ich mich nach Tollburg auf den Weg und kam auf der Reise

dahin durch Geckenfeld. Hieher hatte sich der Herr Geheime Verfinsterungsrath Käsemade zurückgezogen. Von diesem war mir früher eine Schrift zu Augen gekommen, betitelt: das fröhliche Unglück, oder Wonnequell im Tiefenschacht, nur dem Mosisstäblein rinnend, so die Wüstennoth lechzt. Die Schrift, welche übrigens das Helldunkel einer zartderben, kirchlich-poetischen Mystik athmete — wenn es erlaubt ist, das Seltsame seltsam zu bezeichnen — weinte einmal bitterlich über das untergegangene Ninive, dann aber segnete und pries sie die rauchenden Trümmer, weil seine Bewohner jetzt erfahren könnten, wie sanft und lieblich es sich unterm ausgespannten Himmelszelt schliefe. Sie bewies: nicht Champagner, aus Diamantenpokalen genippt, könne so hold munden, als schlechtes Wasser, dem Mosisstäblein aus Felsen springend, grade, wenn man in der flammenden Wüste durstend verschmachten wollte.

Um also zu einem Wohlgeschmack gelangen zu können, der allen Champagner und Tokaier mehr unter sich ließe, als der neuliche Komet über unsern Wandelstern geschwebt hätte, zeigten sich einige Dinge nöthig. Einmal, die Wüste voll flammenden Sand. Zweitens, das lechzende verschmachtende Elend. Sie weinte abermal, frohlockte aber auch wieder jubelnd, daß es dem Zeitengotte endlich einmal gefallen habe, seine Lieben barmherzig in die selige Wüste hinauszustoßen. Nun sei es aber mit Wüste und Verschmachten allein noch nicht gethan, auch das Stäblein müsse anschlagen, auch das Gnadenbrünnlein fließen. Das Gnadenbrünnlein wohne aber im Tiefenschacht der inwendigen Welt, das Stäblein sei nichts anders als der Glaube. Daferne dieser tapfer schlüge, würde jenes lustig springen, und die lechzende Verschmachtung könne sich nach Herzenslust laben. Es sei folglich das wohlthätige Unglück, das uns, so wir es gläubig

zu brauchen verständen, dem Champagner und Tokayer edlerer und höherer Genüsse, entgegen leite.

Sothane sinnige Darstellung hatte mir ungemein gefallen. Daneben fühlte ich aber zuerst ein tiefes Bedauern über den Mann. Denn, sagte ich mir, weil er im Stande war, seine aufgestellte Theorie des Unglücks aus so tiefen Klüften zu schöpfen und empor ans Licht zu bringen, so muß ihn doch das praktische Mißgeschick zuvor erbarmenlos ergriffen haben, er muß ein Kreutzträger ohne Gleichen und Beispiel seyn. Zwar brachte mich von den wehmüthigen Schmerzen der bangen Mitgefühle, die Hinsicht in etwas, oder vielmehr ganz zurück, daß nun der Herr Geheime Verfinsterungsrath Käsemade, auch süßer aus den Gnadenbrünnlein schlürfen müsse, wie alle an Unglück ihm Nachstehenden, inzwischen wollte ich desungeachtet zu ihm gehn. Die Absicht läßt sich wohl schon errathen. Es war doch

merkwürdig, eine Leidenbürde nach ihrem ganzen Umfang kennen zu lernen, die ein edles Gemüth in solche Abgründe des inwendigen, gottseligen, mystischen Lebens, hinabzudrücken vermocht hatte.

Ich wartete ihm also auf. Nichts konnte ich vermuthen, als ihn von mannigfachen Zeichen, drückenden Elends, umgeben zu finden. Als da sind: Armuth, Mangel, Entbehrung, vielleicht noch pressende Gläubiger dazu, deren Flehn um Befriedigung das Herz um so mehr zerreissen muß, wenn sie auf die eigne äusserste Nothdurft hinweisen. Dann ein siecher von Krankheit gefolterter Leib, vielleicht mit Schwären bedeckt, wie der des Lazarus, oder gichtlahm, wie der Mann am Teiche zu Bethesda, und was dem mehr seyn mochte.

Zu meiner Verwunderung jedoch, sah ich gar keine so betrübende Aussendinge. Der Hausrath war recht artig, selbst elegant. Der Herr Geheime Verfinsterungsrath kam mir

wohlgenährt und feist entgegen. Weil Fußreisende bestaubt und unscheinbar aufzutreten pflegen, ich auch gleich von Unglück zu reden anfing, so faßte er die Meinung, ich wolle ein Almosen von seiner Milde erbitten. Dies schlug er nun gleich ab, und blieb da freilich seinen Unglücksansichten treu. Denn wozu konnte, nach diesen, mein Unglück mich anders führen, als zum Heil. Er wollte nun auch die Thüre zuschlagen, ich hielt sie aber, berichtigte schnell seinen Irrthum, meldete ihm, wie ich ein Reisender sei, der allerhand Menschenkunde sammle, und gab mich, vor allen Dingen, auch gleich als einen enthusiastischen Bewunderer seiner Schriften an.

Jetzt entwölkten sich seine Mienen, ich wurde freundlich ins Zimmer genöthigt.

Voll von dem Werke das fröhliche Unglück, sprach ich nun ein Langes und Breites zu seinem Lobe, ja schwenkte vor seinem Urheber das Weihrauchfaß so rüstig, wie

es nur je die Brüder Schlegel vor Göthe gethan haben. Bekanntlich hieß es da:

Der Dampf verhülle immerhin
Das Sonnenlicht,
Ich der ich dran gewöhnet bin,
Erblinde nicht.

So schienen hier ebenmäßig die Augen des Herrn Geheimen Verfinsterungsraths keine Rauchberge zu fürchten. Entweder fühlte er sich mir dankverpflichtet genug, mich stattlich bewirthen zu müssen, oder, er wollte vielleicht auch das angenehme, ihm durch mich aufgetischte Mahl verlängern, genug, er ließ eine Flasche Champagner auftragen. Dies war kein Champagner, wie er in der flammenden Wüste dem gläubigen Mosisstäblein rinnt, sondern wie er auf den Hügeln bei Epernai und Chalons sur marne, wächst. Fußreisenden pflegt ein guter Appetit selten zu mangeln, daher ließ ich mir auch diesen Champagner vortrefflich schmecken. Dabei brachte ich, in der

Offenheit des Weines, so viel von den Beziehungen und Lebensumständen des Herrn Geheimen Verfinsterungsraths heraus, als meinen Absichten, den ganzen Umfang seines Unglücks kennen zu lernen, dienlich war.

Mein Zweck wurde vollkommen erreicht. Ich kannte jenes Unglück nunmehr genau, und schauderte. Auch der Leser wird es hoffentlich nun bereits ahnen. Dieses erhabnen Theoretikers Unglück ist, daß ihm das Schicksal alle Praktik vorenthält. Er ward noch nie hinausgestoßen in die flammende Wüste, es besteht auch keine Hoffnung, daß ihm je diese Gnade widerfahren werde, folglich kann er aus dem Labebrünnlein, das er so warm und sinnig empfiehlt, selbst nimmer trinken. Er ist leider genöthigt, sich mit ganz ordinairem Champagner zu behelfen. Der höhere edle Nektar kömmt nicht an seine Lippe. Weil er nun aber den süßen Göttertrank so lieblich blinken und winken sieht, jedennoch aber das Köstliche

nicht zu kosten vermag, ist der Mann ohne allen Zweifel, unter den Unglücklichen der Unglücklichste. Wer könnte beim Anblick solcher Tantalusqualen ungerührt bleiben. Ich empfehle also den beklagenswerthen Herrn Käsemade meiner Leser innigem Mitleid, und so es in ihrer Gewalt steht, ihrer Hülfe.

Von Geckenfeld kam ich, bei sehr übler Witterung, nach Tollburg. Hier lernte ich den Herrn Baron von Welkwangen kennen. Ich sah ihn zuerst auf einem Kaffeehause, wo mir die trübsinnige Laune, welche seine Gesichtzüge deutlich malten, gleich auffiel. Daneben hörte ich auch, wie er in seinen Unterredungen mit Bekannten, jeden Augenblick klagte, auch einigemal ausrief: bei Gott, ich möchte mich todtschießen.

Das Unglück bestehe worin es wolle, schwer muß es den jederzeit heimsuchen, der seinem Leben freiwillig ein Ende machen will. So dachte ich, und zog nähere Erkundigungen

über den Mann ein, der mit seinem Erdenloose so unzufrieden schien. Nun hörte ich seinen Namen, erfuhr auch, wie der Baron am Hofe zu Tollburg als Hofmarschall angestellt sei.

Vermuthlich, sagte ich, ist wohl der Mann tief in Schulden versunken, bezieht seinen Gehalt nicht, kann den Aufwand seiner Würde, die schon einmal äußeren Glanz fordert, nicht bestreiten.

Man antwortete mir: Nein. Unser Hof, obwohl ein kleiner Hof, bezahlt alle Gehalte richtig. Der Baron hebt, außer seinen jährlichen zweitausend Thalern, auch Einkünfte von seinen Gütern, die, wenn sie schon gegen ehedem sich vermindert haben, doch noch ansehnlich genug sind. Er hat überdies, vor kurzem, die Tochter eines Grafen vom Lande geheirathet, deren Mitgift in beinahe hundertausend Thalern bestand.

Das mußte mich wohl befremden. Weil mich jedoch schon andere mitleidswürdige Erscheinungen, die auf keinem Mangel an Glücksgütern beruhten, bewegt hatten, so schloß ich, das Gemüth dieses Hofmannes trüge auch eine andere lästige Bürde, und fühlte mich zugleich geneigt, seinen Kummer desto höher zu achten. Denn Klagen über Mangel sind ja nur zu gemein, und nur selten wird man eine solche Anstrengung aller Kräfte inne, welche den beschwerlichen Gast zu entfernen geeignet wäre. Aber ich war nun auch gespannt, die Quelle in der Nähe zu betrachten, woraus die geheimen nagenden Leiden des Barons fließen möchten.

Nach meiner gewohnten freimüthigen Art, eilte ich grade zu ihm, und erklärte unumwunden, weshalb ich käme. Mein Herr Hofmarschall, fing ich an, ich bin eine Art Howard, suche Unglückliche auf. Bin ich dabei gleich arm an Trost, Rath und Beistand, so kann

doch eine Thräne sanften Mitgefühls hie und da willkommen seyn. Daß Sie nicht in die Reihe der Glücklichen zu stellen sind, ließen mich einige Aeußerungen, die ich von Ihnen hörte, vermuthen. Nichts würde mich aber so freuen, als wenn Sie, einen Fremden durch seltnes Vertrauen ehrend, mich von den Ursachen Ihres Kummers benachrichtigen wollten.

Ich fand an diesem Baron einen lieben, sich edel, einfach, zugänglich, feinsinnig, mit allem Guten einverstanden, und den gesellschaftlichen Formen nach, sich so leicht als anmuthig darstellenden Mann. Dabei trug er indessen gar nichts von jenem åltermodigen höfisch luftigen Wesen an sich, das alle Verbeugungen nach Balletänzerweise abzirkelte, im Gespäche unaufhörlich nach Witz jagte, zu den Gipfeln der Superlative hinanflog, und deutsche Rede für und für mit französischen Worten mengte. Ich weiß nicht, ob über sothanen Jargon der Vergangenheit, die Stimme

der Satyre bis an den hiesigen kleinen Hof jemal durchklang, oder was die Bewegungsgründe seyn mochten, genug, ich hörte von diesem Baron auch nicht ein cest à dire, nicht ein enfin. Er schien vielmehr so erpicht auf Sprachreinheit wie ein Zeune, und würde, falls er in Berlin gelebt hätte, die Queergassen vor dem sogenannten Königsthrone, nicht Contrescarpe, sondern Gegenschärfe genannt haben. Seine Haltung war bildlich, doch nicht gesucht. Auch rühmlichen vaterländischen Sinn konnte man in seinen Umgebungen wahrnehmen. Die Stühle und Schreibtische waren nicht aus Mahagoni, sondern aus heimathlichem Birkenmaser gefertigt. Es dufteten Wohlgerüche, doch, wie unterrichtete Nasen gleich empfanden, nicht von Salben und Wassern aus Montpellier, sondern von einem, in einer deutschen Apotheke bereiteten, kräftigen, mit Bernstein vermischten Räucherpulver. Eben so enthielt der porzellanene Mengetopf

(Potpurri) auf der kleinen bronzenen Ecktafel, vielen trocknen Lavendel und andere Erzeugnisse des lieben Mutterlandes. Das konnte für meinen Hofmarschall einnehmen.

Er wies mir die blähenden Atlaßkissen seiner eleganten Ottomanne an, und nahm, wie viele verbittende Einwendungen ich auch gegen eine so beschämende Höflichkeit machte — vor mir auf einem Stuhle Platz.

Zuerst sagte er mir eine gute Zahl der verbindlichsten Artigkeiten, über meine Theilnahme an seinem Mißgeschick, und bezeugte viel innige Rührung, daß ein Mann, der wie ich, so fühlend und achtbar, ihn durch eine so schmeichelhafte Annäherung ehre. Freilich gelangte ich noch nicht bald zu seinem Vertrauen; er schien, als empfinde er zu zart, um von seinem Grame einen Antheil auf eine fremde Brust zu laden. Ich hatte viele Mühe, ihm ein offnes Bekenntniß herauszuwinden. Endlich aber gelang es meinem Flehn, der

Baron betheuerte, es sei unmöglich, diesen rührenden Bitten länger zu widerstehn.

Sehen Sie, sagte er nun, alle meine Leiden entkeimen den Beschränkungen, welchen unser Hof, in diesen Tagen, sich unterzieht. Zwar würde ich nie mich unterfangen, irgend eine von den getroffenen Maaßregeln, nicht vollkommen billigen zu wollen. Ach, der Fürst ist so gut, so gut, und die Fürstin so gut, so gut. —

Hier glänzte sein Auge von einiger Feuchtigkeit, und er fuhr fort:

Und wie könnte auch der mindeste Zweifel entstehen, daß nicht alles, was geschieht, weise, gerecht, nothwendig seyn sollte, denn unser Hof wählt sich keine andere Richtschnur, als weise, gerecht und nothwendig zu handeln. Bei dem Allen habe ich demüthig vorzustellen gewagt, es könne doch vielleicht eine gewisse aufmunternde, belebende Vermehrung im Geldumlauf, den gewerbetreibenden Händen der Stadt, von einigem Gedeihen seyn. Ich ver-

möchte aber nicht durchzudringen, und nun gebe ich Ihnen zu bedenken, wie tief mein Unmuth seyn muß. Sie, ein Mann von Geist begreifen, wie vieler Kunstfleiß die Augen auf einen Hof richtet, wie manche Zweige davon erlahmen, verdorren, wenn jener milde befruchtende Regen spärlich, und immer spärlicher niedersinkt, der — nun Sie verstehen, was ich sagen will. Nehmen Sie mich nicht falsch, glauben Sie nicht etwa, ich möchte gern bei den Hoffeierlichkeiten durch idealisch gewählte Anordnungen schimmern, mich dabei zerstreuen, vergnügen, ergötzen, die Beschäftigung vieler gern emßigen und nun unthätigen Leute — Sie begreifen das ohne Zweifel. Man wird angegangen, mündlich, brieflich, und vermag keine der gespannten Erwartungen zu befriedigen. Ja, was sagen Sie, man geht damit um, für den nächsten Winter das Karneval abzusagen; der Minister des Inneren hat diese Ersparung empfohlen. Ich bitte

Sie, das Karneval! Was zog den Fremden hieher, versammelte den Adel um den Thron? Die Achtung, in welche sich der Hof beim Auslande setzt, hängt vor allen Dingen an einem glänzenden Karneval. Der Fremde urtheilt da von den Kräften, über welche ein Staat gebieten kann im Allgemeinen, und insbesondere wären solche Gelegenheiten hier von einem gar nicht zu berechnenden Vortheil; der Fremde würde in der Nähe sehn, wie gut, wie gut der Fürst, wie gut, wie gut die Fürstin ist; könnte den so billigen, so gerechten Ruhm, auf den dies hohe Paar so wohlbegründete Ansprüche hat, in die Weite tragen. Und mit seinen Landständen wird ja der Hof ganz entfremdet, wenn — aber Sie dürfen nicht etwa glauben, ich wäre nur gesonnen gewesen, im nächsten Karneval auf den Maskenbällen, oder wo es immer seyn möchte, durch meine Wahl, meinen Geschmack bei den Einrichtungen, die ich leitete, zu prunken. Ich habe freilich

einen guten Theil der Sommermonate angewandt, Einfälle und Gedanken aller Art zu sammeln, wie die Feierlichkeiten, ausgesucht, eigenthümlich zu blenden, zu überraschen, zu bezaubern vermöchten, auch unendlich mühsame Berathungen gepflogen, mit Alterthumkundigen, mit Dichtern, mit Künstlern; genug mit vielen Leuten, das Karneval sollte mit dem Alten in Venedig, mit dem in Rom, so weit nämlich die abweichenden Umstände es zugeben, einige Aehnlichkeit empfangen, nun ja — aber — was dachte ich zu sagen, nur Hinsichten meiner warmen redlichen Vaterlandsliebe sind hier im Spiel. Und was ich noch inniger beklage, bei Gott, noch viel inniger, ist, daß man damit umgeht, die Hofschauspieler abzudanken. Unsre Bühne, wenn auch klein, wenn auch ein bescheidnes Musentempelchen, gehört desungeachtet zu den freundlichsten in Deutschland. Die Truppe, mag sie wohl eben keine Iffland, Brockmann, aufzu-

weisen haben, zählt doch einige gute, achtbare Talente. Das weibliche Fach, in den jugendlichen Rollen, bedingt Lob. Nun bestreitet wohl Niemand den lebendigen, man könnte in der That sagen, den wunderbaren, heilsamen Einfluß einer guten Bühne auf sittliche Bildung und Veredlung. An unserm Volke ist noch so viel, wie sag ich, scharf, eckigt, flach, unbeholfen, arm an Umsicht. Was kann das Holprichte ebnen, glätten, das Flache erhöhen, gefällige Formen, geistige Spannkraft geben, hie und da einen poetischen Funken in das Gemüth bringen, wenn solche unmerkliche Hülfen, beim nothwendigen Geschäft der Menschenerziehung nicht von einem guten Theater ausgehn. Selbst die Religion kann einen Strebefeiler an einer guten Bühne finden, und hat man, in diesen streitsüchtigen Tagen, wo aber auch oft die Waffen der Lüge kämpfen, den moralischen Vortheil einer Bühne überhaupt in Zweifel gestellt, so entkräftet das winkende

Beispiel der Griechen alle solche Einreden hinlänglich. Mögen Sie nun empfinden, wie ich, den vaterländische Hinsichten von jeher so für Bildung erwärmten, niedergeschlagen seyn muß, da unsere Hofschauspieler abgedankt werden sollen. Urtheilen Sie nicht etwa, mein eignes Vergnügen käme dabei in Anschlag, weil die Truppe dem Hofmarschallamte untergeordnet ist. Ich darf zwar wohl eingestehn, daß ich aus eigner Vorliebe auch die Bühne ungemein achte, und den Genuß einer Anschauung von treflich dargestellten dramatischen Kunstwerken, vielen anderweitigen Erholungen bei weitem vorziehe. Ich nehme kein Bedenken, hinzuzufügen, daß auch die Hofbühne gleichsam eine Puppe ist, womit ich spiele, wie man zu sagen pflegt. Ich thue aus Neigung für die Kunst auch mehr, als mein Amt sonst mir auflegen würde. Denn eigentlich habe ich mich nur der Abnahme der Berechnungen zu unterziehn. Ich finde mich, wenn nicht andere

Geschäfte es hindern, aber bei den Proben ein, habe meinen Lehnstuhl zwischen den Kulissen, rathe, ordne, leite. Viele Morgen bringe ich damit hin, daß ich zu den jungen Künstlerinnen, die noch der Hülfe bedürftig sind, und Empfänglichkeit zeigen, gehe, mich mit ihnen einschließe, ihre Rollen ihnen überhöre, ihre altspanischen, römischen, griechischen Anzüge versuchen lasse, und was noch zu ihrem Nutzen gemüthlich vollzogen werden kann. Wie gesagt, ich räume, unumwunden, unverhohlen ein, daß ich für meinen glühenden Kunstsinn, bei diesen Gelegenheiten, manche Nahrung finde. Doch nicht diese Betrachtung, sondern jene, die ich vorhin nannte, entscheidet, wie es auch wohl klar und sonnenhell am Tage liegt. Jetzt werden Sie, ohne allen Zweifel einsehn, wie unglücklich ich bin. Ich fühle mich von tödtlicher Langeweile gequält. Der Fürst ist so gut, so gut, die Fürstin so gut, so gut, aber am Hofe geht es zu, wie in Einöden.

Ich finde keine Beschäftigung, die sich für meine Ideen eignete, und alle meine idealisch entworfenen Plane gehn zu Trümmern: Plane, bei denen, wie ich Ihnen darzulegen die Ehre hatte, vaterländische Absichten im Hintergrunde stehn. Die Hoffnungen, bei einem Karneval thätig zu seyn, schwanden. Nun will man sogar noch die Puppe, womit ich kindlich spiele, hingegen sehr männlich deute und strebe, das Theater, dem Untergange weihen. Darf es befremden, wenn nun Gram und Mißmuth an meiner Ruhe nagen, wenn in heftigen Ausbrüchen meiner vielgetrübten Laune, mir Worte entfliehen, die auf Abneigung gegen das Leben hinzeigen? Denn, was ist Leben ohne Empfinden, ohne Wirken. Bei Gott, ich möchte mir eine Kugel in die Brust senden, nur Philosophie waffnet mich noch — hält mich aufrecht — o lassen Sie mich enden, schweigen. —

Ich empfahl mich dem Herrn Baron von Welkwangen. Könnte Jemand es noch

bestreiten, daß dieser Hofmarschall in der That sehr unglücklich ist? Er hat zwar reiche Einkünfte, eine bequeme geräumige, elegante Wohnung, Kutschen, Pferde, Livreen, speis't an der Tafel des Fürsten, die, wie man hört, der unfreundlichen Zeit ungeachtet, immer trefflich besetzt seyn soll. Doch alle Genüße dieser Art können ihn nicht mehr erfreulich ansprechen, sein Ehrgeiz, sein Gaumen, wurden lange schon dafür abgestumpft; es liegt in den Gesetzen der Wechselwirkung, denen Verlangen und Befriedigung einmal untergeordnet sind, daß uns das gewöhnlich Tägliche kalt und gleichgültig läßt. Dagegen will der Baron so manches Gute, und der Hof, der wieder Umständen in seiner Richtung folgt, will diesem Wollen nicht lächeln. Was ist denn Unglück als Widerstand gegen unser Wollen? Folglich ist der Hofmarschall unglücklich. Möge er auch seine vaterländischen Bestimmungsgründe Anderen nur als einen Vorwand darlegen, viel-

leicht auch selbsttäuschend sie Gründe der eignen Ueberzeugung nennen, und mag die wahre Ursache, aus der seine Wünsche nach Hofbällen und Karnevalfestlichkeiten vorleuchten, nur seyn, daß er da glänzen will; es ist immer Unglück, wenn er zu diesem Glänzen nicht gelangen kann. Mag er auch nicht aus Kunstsinn allein die Theaterproben besuchen, und mit den jungen Schauspielerinnen ihre Rollen studiren; es bleibt immer traurig genug, wenn er diese anziehenden Vergnügungen aufgeben soll. Welch Kind schreit nicht jammernd, wenn man ihm die Puppe nimmt. Schon Yorik hat richtig beobachtet, daß ein Ruthenhieb, welchen das Steckenpferd empfängt, den Reuter oft mehr schmerze; als wäre die eigne Haut getroffen.

Ich empfehle also den unglücklichen Hofmarschall, Baron von Welkwangen, dem mitfühlenden Beileid meiner Herren Leser.

Nun ergriff ich abermal den Wanderstab, und langte, nach vielen mühselig zurückgelegten

Tagereisen, in der bekannten Handelstadt Rheedeburg an. Es herrschte freilich jetzt eine große Stille daselbst. Sie stand mit jenem lebendigen Verkehrgewühl, das ich bei Gelegenheit eines früheren Besuchs wahrgenommen, in einem ziemlich laut redenden Widerspruche. Demungeachtet könnte ich doch nicht sagen, daß ich grade alle Geschäftsthätigkeit abgeschnitten vermißt hätte. Man sah doch an den Speichern, hie und da ein- und ausladen, begegnete Strom- und Landfahrzeugen mit Waarenballen; in mancher Fabrik regte sich die Arbeit, Mauth und Packhof zeigten sich nicht einsam. Dies heiterte mich in etwas auf, da ich vorher schon hatte über Rheedeburg klagen wollen, als schlich ich in den entvölkerten Gassen eines verfallenen Sidon umher.

Ich ging an die Börse. Es wimmelte dort nicht, wie ehedem, doch konnte man den Platz vor dem geräumigen, stattlichen Gebäude, auch nicht leer nennen. Die Hunderte

von Kaufleuten und Mäklern, die ich fand, mußten doch Verrichtungen, Aussichten auf Gewinn hieher locken. Freilich aber gab es auch manche düstre Miene zu sehn.

Unter andern erblickte ich einen langen schwarzbraunen Mann, der einige eben empfangene Papiere öffnete, und sie gleich darnach auf die Erde fallen ließ, indem er zugleich voll Bestürzung, ja mit verzweifelnden Blicken, seine Hände über den Kopf zusammenschlug. Zwei oder drei Bekannte liefen herbei, hoben die Papiere von der Erde, thaten, wie es schien, ihren Inhalt mehreren Anwesenden kund, und er verursachte noch bei Manchem eine sichtbare Bewegung.

Ich verlor inzwischen den langen schwarzbraunen Mann nicht aus dem Gesichte. Es durfte wohl keinem Zweifel unterliegen, daß ihm sehr üble Botschaft müsse zugekommen seyn, und dies regte meine Theilnahme auf. Mit bleichen Wangen rannte er schnell davon.

Was der Mann erfahren hat, dachte ich, wird den Bankerott über ihn verhängen. Wie könnte er sonst plötzlich so zermalmt erscheinen? Vielleicht hatte er, trotz aller Bedenklichkeit, Schiffe mit reichen Ladungen auf die See gewagt, und sie sind ein Raub der Fluthen oder Kaper geworden. Vielleicht hat Zutrauen auf die Redlichkeit seiner Handelsfreunde ihn bewogen, große Summen auf das Spiel eines freigebigen Kredits zu setzen, böse Schuldner zahlen nicht, oder auch die Zeitumstände gestatten ihnen nicht, ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen. So wird jener Brave mit in den Abgrund gezogen.

Bewegt trat ich zu dem nächsten Anwesenden, leitete eine höfliche Unterredung ein, und frug um den Namen des Mannes, der mit so sichtbarer Bestürzung eben sich entfernt hätte?

Es ist der Großhändler Markus Jakob, sagte der Unbekannte.

„Ist der Mann reich?“

Er steht mit am besten auf diesem Platze.

„Und nun vermuthlich jähling an den Bettelstab gerathen?“

O, das wohl nicht!

„Hat er vielleicht Schiffe zur See verloren?“

Er ist zu vorsichtig, deren jetzt abzusenden, oder kommen zu lassen.

„Hat er etwa zu viel verborgt, ist betrogen oder —“

Niemand hütet sich mehr, gewagten Kredit zu geben.

„Aber ihm muß doch ein großes Unglück begegnet seyn.“

Das weiß ich nicht.

Hier verließ mich der Unbekannte, nachdem er, auf meine Bitte, mir noch die Wohnung des Herrn Markus Jakob gesagt hatte.

Voll Unruhe wallte und wogte es in mir. Ich konnte nicht umhin, dem unglücklichen

Großhändler sogleich einen Besuch abzustatten. Ich fand einen Mann, aus dessen Betragen geahnet werden konnte, es ließe sich mit ihm, (wenn nicht, wie gerade dermalen, ein plötzliches Unglück seinen heitern und gastlichen Sinn zerrüttete,) recht angenehm leben. Bei näherer Bekanntschaft erfuhr ich auch, daß er Fremde artig bewirthe, und wie man es nennt, ein großes Haus mache. Seine Wohnung im schönen Stockwerk, mußte loben, wer nur Anspruch auf Geschmack und Urtheil in solchen Dingen machte. Die Tapeten, Spiegel, Gemälde, Kronleuchter, Fußteppiche, die Bronzirungen, das Silberzeug waren ungemein erlesen und gediegen. Im Erdgeschoß reihte sich das Komptoir durch eine lange Zimmerfolge hin. Wohl zwölf emßige Schreiber saßen an den, mit grünem Tuch beschlagenen Pulten; Frachtzettel, Preiscourante, Briefe u. s. w. in Menge um sich. Sie besorgten den Einkauf und die Versendungsgeschäfte von drei

großen Fabriken, die um Absatz nicht verlegen waren, ja in manchen Einfuhrverboten ihren Vortheil sahen. Auch wurden die Commissions- und Speditionsgeschäfte des Hauses an diesen Tischen geleitet, und die vielen großen Handelsbücher in den Repositorien ließen auf ihren Umfang schließen. Der Kassirer saß vor einem breiten, mit Geldsäcken angefülltem Eisenkoffer. Ihm wurden Wechsel präsentirt, Zahlungen gebracht, man setzte klingende Summen wie Papiere um — genug, dies Komptoir sprach von keinem Stillstand kaufmännisch betriebsamer Verrichtungen, war nichts weniger als ein geschlossener Merkurstempel.

Nachdem ich durch eine so höfliche als offne Darbringung meiner Theilnahme, Vertrauen bei Herrn Markus Jakob gewonnen hatte, blieb mir das ihm widerfahrne niederdrückende Unglück, auch nicht lange mehr ein Geheimniß.

Vor einiger Zeit nämlich hatte er ein weitläuftiges Geschäft mit Kolonial-Waaren

unternommen. Mit seinem Gelde, seinem bedeutenden Credit, war dabei viel auszurichten gewesen, woran Kaufleute, die nicht über große Summen zu schalten vermögen, nie zu denken im Stande sind. Theils Lizenzen, theils Versteigerungen, wo nur wenige als Käufer großer Bestände auftreten konnten, hatten ihm die ungeheuren Vorräthe geliefert. Man raunte auch einander ins Ohr, Herr Markus Jakob wisse klüglich zu schmuggeln, so klüglich, daß er auf keine Weise Gefahr liefe, was aber dahingestellt seyn mag. Diese Kolonial-Erzeugnisse waren nun ins Ausland gesendet worden, wo man ihrer bedurfte, und sich die hohen Preise gefallen ließ. Das Haus Markus Jakob und Kompagnie glaubte, wenn alle Zahlungen eingelaufen seyn würden, an diesem weitläuftigen Geschäft, sich, kaufmännisch zu reden, gegen hunderttausend Thaler Provision notiren zu können. Unerwartet aber hatte die Regierung des Landes, wohin die

Vorräthe gesendet worden waren, der Gefälle, wie es schien, auch bedürftig, die Kolonial-Waaren mit einer neuen Abgabe von zwanzig Prozent belegt, und zwar sollten die, binnen einem gewissen Zeitraum eingegangenen Erzeugnisse der Art, die Abgabe nachzahlen. Wie unangenehm dieser Umstand auch seyn mochte, so würde er Herrn Markus Jakob in keine große Verlegenheit gesetzt haben, wenn er zeitig davon unterrichtet worden wäre. Denn jene zwanzig vom Hundert würden seinen gemachten Preisen beigefügt, und die letzten Abnehmer genöthigt worden seyn, die neue Auflage zu entrichten. So aber waren der Kaffee, Indigo, Zucker u. s. w. bereits versagt und losgeschlagen, als erst der landesherrliche Befehl erschien. Herr Markus Jacob suchte umsonst die Sache am dortigen Hofe zu vermitteln. Seine Bitten um Erlaß, seine Vorstellungen blieben umsonst. Nun begann er einen Rechtshandel gegen seine Abnehmer, worin

er von diesen begehrte, sie möchten die verlangte Nachzahlung leisten. Sein Advokat hatte ihm auch anfangs mit zuversichtlichen Hoffnungen auf ein günstiges Erkenntniß geschmeichelt. Solch war demungeachtet nicht erfolgt, und die Meldung, der Prozeß sei verloren, war es, die Herrn Markus Jakob, an der Börse, wo sie ihm der Briefträger einhändigte, so außer sich gebracht hatte. Er mußte nun also zwanzigtausend Thaler ins Verlustkonto schreiben.

Umsonst würde ich es versuchen, den trostlosen Zustand zu schildern, in welchen jener mißlungene Rechtsstreit den Großhändler versetzt hatte. Viele Tage hindurch glich er mehr einem wandelnden Schatten, als einem Lebendigen. Er betheuerte weinend, nie, so lange er Geschäfte führe, sei ihm so ein widerwärtiger Unfall begegnet, und fügte hinzu, nie, so lange er lebe, werde er sich deshalb zufrieden stellen können.

Man konnte ihm den tiefen Schmerz auch nicht verargen. Ein wichtiger Nebenumstand lehnte sich noch an den Hauptkummer, wie es ja eine alte Erfahrung ist, daß Unfälle nicht einzeln zu nahen pflegen.

Herr Markus Jakob besitzt eine stattliche wohlunterrichtete Frau, die wegen ihres Geistes, und der einnehmenden, verbindlichen Art, womit sie, wenn man Gäste ladet, das Amt einer Wirthin vollzieht, gepriesen wird. Er liebt sie, und das ehrt ihn. Er ist ihr Dank verpflichtet, weil sie ihm Reichthümer zubrachte, und auch das ehrt ihn, ehrt ihn um so mehr, als viele Ehemänner der Frauen Mitgift bald vergessen. Demungeachtet aber sieht er pünktlich auf gute Rechnung bei den Einnahmen und Ausgaben seiner Gattin, und hemmt klüglich ihre Neigung, dem Vergnügen zu huldigen, indem er fürchtet, sie könne des Guten zu viel thun. Und das ehrt diesen Großkaufmann nochmals,

da eine zu große liebreiche Nachgiebigkeit in solchen Fällen oft schon einem ganzen Hause, und folglich auch der Gattin, Verderben brachte.

Neulich hingegen, wo die glänzende Unternehmung sich darbot, und auch im Anfang einen so guten Fortgang versprach, beschloß Herr Markus Jakob, den Segen davon zum Theil auch der geliebten Ehegenossin empfinden zu lassen. Sie hatte immer schon eine Reise nach Pirmont machen, und über Wien zurückkehren wollen. Dort lebten ihr weitläuftige Verwandte, sie trug auch ein heisses Verlangen, die, ihrer Kunstgenüsse und anderer Annehmlichkeiten wegen, so berühmte Kaiserstadt einmal zu sehn. Im künftigen Sommer nun sollte der Wunsch Befriedigung finden, und damit Madame sich überall mit Anstand zeugen könne, hatte ihr Eheherr fünftausend Thaler zu der vorhabenden Reise bestimmt. Eben so war es schon lange ein Gegenstand ihrer Sehn-

sucht, ein Villenartiges Landhaus ihr Eigenthum zu nennen. Oft hatte sie ihrem Manne ein freundliches Gemälde der süßen Erholungsstunden entworfen, die auch er im Schooße der Natur dort würde genießen können, und dabei sich auf andere Großhändler und Wechsler berufen, denen ein solches Monrepos nicht fehle. Nichts destoweniger hatte ihr Flehen keinen Eingang gefunden, weil Herr Markus Jakob den Kaufpreis, welchen ein solches Landeigenthum kosten würde, zu hoch beachtete, auch dabei nicht in Anschlag zu bringen vergaß, das hineingesteckte Kapital würde so gut als todt liegen.

Nach jener glücklichen Unternehmung aber, wandelte er auch hierin seine Ansicht um. Man bot eben eine artig gelegene, mit schönen Wohngebäuden und einem lachenden Garten versehene Meierei, zu Kauf. Es wurden zwanzigtausend Thaler gefordert. Herr Markus Jakob bot zehn- dann zwölftausend,

wollte endlich, wenn man nicht mehr abließe, bis funfzehntausend gehn. So sollten von jenem anschnlichen Gewinn in Allem zwanzigtausend Thaler den Liebhabereien seiner Frau geopfert werden. Gäbe es wohl irgend eine Dame, die Herrn Markus Jakob da tadeln würde?

Doch jener Rechtshandel, o jener unselige Rechtshandel! Wohl Niemand wird sich rühmen, er sei im Leben beständig ohne Verlust davon gekommen. Widrige Schicksale gehören einmal zum Menschenloos hienieden; der Kluge aber, wenn ihm so ein unwillkommener Wurf fällt, sinnt augenblicklich nach, wie er den erlittenen Schaden füglich nachholen könne. Dies that auch Herr Markus Jacob gleich an der Börse, es war der einzige, ihn beschäftigende Gedanke, als er von dort, in so höchstem Mißmuthe, nach Hause eilte.

Zu den Leuten, welche in Entschlüssen wanken, und nicht mit sich einig werden können,

gehört dieser Mann nicht. Es lag gleich klar vor seiner Seele, was zunächst geschehen müsse, und sein Wille zauderte nicht. Zwanzigtausend Thaler sind hin, sagte er sich, nun unterbleibe die Reise meiner Frau, unterbleibe der Kauf einer Villa.

Dies wurde, in so schonenden Worten, als die eheliche Zärtlichkeit sie auflegte, der Gattin bekannt gemacht. Indem sie aber diese Gegenstände mit ihren Hoffnungen, ihren wonneträumenden Vorgenüssen so umschlungen hielt, blieb es auch unmöglich, ohne heftige Erschütterung sich davon zu trennen. Ihr Nervengewebe konnte ohnehin zu den schwachen gezählt werden, eine Krankheit war also die unmittelbare Folge der schlimmen Botschaft, welche ihr Gatte brachte.

So traf also Herrn Markus Jakob, auf jenen herben Verdruß, noch die traurige Wehmuth, seine geliebte Gattin erkranken zu sehn.

Sie war bettlägrig, litt, mehrere Wochen hindurch an Fieber und Krämpfen. Die Aerzte vermochten wenig, im Gemüthe war des Uebels Grund aufzusuchen, und da, sagt schon jener Sohn der Hygea, wie er Lady Makbeth herstellen soll, die Kranke muß selbst das Beste thun.

Der Anblick so schwerer Leiden, womit seine Frau zu kämpfen hatte, wollte dem Gatten beinahe das Herz sprengen. Aber wenn uns Gellert erzählt, ein neues Kleid habe einmal eine sieche Frau genesen lassen, so sind zwanzigtausend Thaler kein Kleid, und beharrlichen Willen, rühmt am Manne die ganze Welt.

Freilich erstand sie endlich wieder vom Krankenbette, doch bleich und mißfarben blieb ihr Gesicht, das sogenannte Embonpoint hatte ziemlich abgenommen. Der eheliche Einklang schien auf eine gute Zeit, wenn nicht gar für immer gestört. Man denke sich nun die Pein,

die Qualen des guten Herrn Markus Jakob. Und wie viele Ursachen hatte er nicht, schier das Haar auszuraufen? Vor allen den wichtigen Verlust, dann die bittre Nothwendigkeit, welche ihm auflegte, einer geliebten Frau ihre Hoffnungen zu vereiteln, nachdem der leidensvolle Anblick der Krankheit einer so geliebten Frau, und das verlorne Embonpoint derselben, wobei doch kein Ehemann gleichgültig bleiben wird; nicht minder den Verdruß gestörten Hausfriedens, und endlich noch den Kummer, nicht selbst auf dem angenehmen Landhause, das man zu erstehen dachte, holde Ruhestunden hinbringen, und seine Pracht, seinen Geschmack, Bekannten und Freunden zeigen zu können.

Was den baaren Schaden anlangt, den der Nichtkauf freilich noch keineswegs ersetzt, so hofft ihn der reiche Mann zwar in etwas nachzuholen. Er will nämlich, drei bis vier Komptoirbediente und zwei Dutzend Fabriken-

leute abdanken, und den bleibenden anheimstellen, ob sie die Arbeit der Entfernten, durch zwei täglich länger thätige Stunden übertragen, oder sich auch außer Brod gesetzt, sehn wollen. In jetzigen Zeiten fürchtet er keine Widersetzlichkeit, und so kann, wenn auch nach Jahren erst, doch auf diesem Wege viel wieder eingeholt werden. Demungeachtet aber bleibt Herr Markus Jacob noch unglücklich genug, und ich ermangle deshalb nicht, auch diesen edlen Dulder jedem mitleidigen Gefühl, als einen würdigen Vorwurf des Bedauerns aufzustellen.

Ich setzte nun meine Wanderung fort, und eilte dem berühmten Städtchen Kunstburg entgegen. Viel hatte ich von einem daselbst wohnhaften Maler gehört, der sich Kachelofen nennt, und an Geschicklichkeit, wie mannigfach behauptet wird, beinahe seines Gleichen nicht haben soll. Er ist Geschichts- und Familienstücken-Maler, bildet die Natur mit

seltner Treue nach, und weiß auch, auf den Fittigen des Ideals, sich über die gemeine Natur hinauszuschwingen. Seine Kunstwerke stellt er öffentlich aus, Kenner und Liebhaber wimmeln in Menge zur Anschauung.

Es versteht sich, daß auch ich nicht wegblieb, und ich hatte einzugestehn, daß eben der Ruf nicht zu viel von dem Manne sagte. Seine Schöpfungen im edlen Styl, sprachen meine Empfindungen rührend und erhebend an, so wie ich über andere, die im niederländischen Geschmack vollendet waren, vor Lachen schier hätte bersten mögen.

Ich suchte persönlich seine Bekanntschaft zu machen, ihm zu sagen, was ich vor seinen Gemälden empfunden hätte, und daneben meinen innigen Dank ihm abzustatten, für die so angenehmen Kunstgenüsse. Es hielt schwer, eh ich bei ihm einsprechen konnte, man ließ mich auf wiederholte Bitten, und nach manchem Prüfen, ob ich es mit Dank und Be-

wunderung auch wahrhaft meinte, erst vor. Er hatte einige Freunde um sich, und ich blieb deshalb noch entfernt stehn. Mit Befremdung sah ich ihn die Hände ringen, oft sie über den Kopf zusammenschlagen. Nicht verstand ich seine Rede genau, was mir jedoch davon deutlich zu Ohren kam, waren bange Klagen, leise Beschwerden, Unwille, Mißmuth genug, es war dem Manne anzusehen, daß er sich tief unglücklich fühlte.

Endlich schieden die Freunde und ich konnte mich begrüßend darstellen. Es versteht sich, daß ich seinen Talenten wortreich huldigte. Bescheiden wußte er sich neues Lob vorzubereiten und lenkte mich fein nach derjenigen Ansicht seiner Verdienst hin, die ich noch umgangen hatte. Zuletzt vom Loben erschöpft, legte ich meine Theilnahme über seine Niedergeschlagenheit an den Tag, und gewann nach einigem Zurückhalten seiner Offenheit, sein Vertrauen. Bei dem Allen wollte er mir den

Grund seiner getrübten Zufriedenheit nicht selbst nennen, verwieß mich dagegen an seinen Secretair, von dem er behauptete, daß er vollkommen in seiner Seele zu sprechen wisse. Der Mann wurde gerufen und Herr Kachelofen entfernte sich. Nun entstand zwischen dem öffentlichen Geheimschreiber und mir folgende Unterhaltung.

Ich. Aber sagen Sie mir, wie vermag Herr Kachelofen, in einer Lage, wie die seinige, doch sich unglücklich zu fühlen?

Er. Es fehlt ihm nicht an wichtigen Gründen.

Ich. Eben diese entdecke ich nicht. Wenn schon beinahe alle Kunst liegt, die seinige wird geehrt, belohnt — beides ausgezeichnet.

Er. Das wohl, aber —

Ich. Wie hoch mag sein jährliches Einkommen sich belaufen?

Er. Fünf bis sechstausend Thaler etwa.

Ich. Da sind Nahrungssorgen also nicht

denkbar. Jede Versammlung vor seinen Kunstwerken zollt ihm schmeichelhaften Beifall. Journale und Zeitungen verkünden immerfort seinen Ruhm. Die Schriftsteller haben, wie es scheint, die größte Mühe anzuwenden, neue Phrasen zu erfinden, die ihn, (ohne das tausendmal Gesagte zu wiederholen, und ohne weniger kräftig als die vorhergesagten zu seyn) bewundernd, enthusiastisch, anziehend preisen. Der Landesfürst ist Herrn Kachelofen zugegethan, hat ihm ehrenvolle Beweise davon gegeben. —

Er. Das wohl — aber —

Ich. Nun was denn?

Er. Im vorigen Jahre hat ihn ein Journalist getadelt.

Ich. Das ist also Herrn Kachelofens Unglück?

Er. Ja, mein Herr. Und wenn Sie die Tiefe desselben nicht empfinden, begreifen Sie auch des Edlen Gemüth nicht. Was gilt

ihm ein Frachtwagen Ruhm? Daran hat er sich längst gewöhnt. Doch ein Gran Tadel, ein Gran vergiftet ihm die ganze Zufriedenheit seiner Tage.

Hier ging der Sekretair. Ich war nun unterrichtet, und glaube an die Gerechtigkeit seiner wehmüthigen Klagen, die auch keiner von meinen Lesern noch in Zweifel stellen wird. Ich empfehle Herrn Kachelofen dem allgemeinen Bedauern.

Nun eilte ich nach meiner Heimath, sah aber noch unterwegs den Herrn General Grafen von Donnerundblitz, der jetzt still auf seinen Gütern lebt. Doch wahrlich sind sie ihm kein Monrepos. Denn zählt der Herr Graf schon ein paarmal hunderttausend Thaler Vermögen, umgiebt ihn gleich eine liebenswürdige Familie, so ist er von Kummer doch so gebeugt, daß man ihn einen Melancholiker nennen darf. Um den Grund hatte ich nicht erst nöthig mich zu erkundigen. Ich errieth

ihn. Der General wollte einen großen Helden schlagen und es gelang nicht. So bringt ihm dann seine Melancholie wahrhaft Ehre.

O über all das Unglück der Zeiten. Klagt Ihr Fühlenden, klagt besonders mit dem Pilger, über die Noth eines Bitzelputzel, Käsemade, Baron von Welkwangen, Markus Jakob, Kachelofen und Grafen Donnerundblitz.

Merkwürdiger Briefwechsel

der blonden Karoline mit ihrem Liebhaber und anderen vornehmen und geringen Leuten in der chinesischen Hauptstadt Pecking.

Erster Brief.

Die blonde Karoline an Musjeh Carl den Friseur.

(Man hat die wenig orthographische Schreibart der Briefstellerin nicht beibehalten, sondern aus billiger Artigkeit gegen eine Person ihres Geschlechts hie und da verbessert.)

Lieber Junge!

Höre mal, ich will Dir was sagen. Du bist mir gut, und ich bin Dir gut, und das ist recht gut, aber was soll daraus zuletzt noch

werden. Was hilft das lange Herumziehn bei der Nase. Wir wollen uns nach gerade heirathen, so bin ich eine ehrliche Frau, und Du kömmst auch von dem liederlichen Leben weg. Mache Anstalt, daß wir uns auf Michaeli zusammengeben können. Meine gute Wirthschaft hab ich ja, was willst Du mehr. Schreibe mir Antwort.

Deine Karoline.

Zweiter Brief.

Musjeh Karls Antwort.

Liebes Linchen!

Heirathen willst Du! Seht mir doch einmal. Ja nun, ich heiße Karl, und Du heißt Karoline, das paßte schon gut zusammen, wenn sich nur alles paßte. Aber Du hast Glück genug gehabt, aber nichts zu Rathe gehalten, es mußte immer jeder Pfennig verthan werden. Daß Du eine ziemliche Wirthschaft hast, ist wahr, aber davon können wir nicht leben, mein Engel. Ich kriege von Hause wohl noch einhundert Thaler, die würden aber auch bald verzehrt seyn, und was dann? Mein Metier geht jetzt schlecht, ich möchte was Anderes treiben, einen Garten und Kegelbahne pachten, einen Viktualienladen anlegen, aber dazu gehören ein Paar hundert Thaler, auch wohl mehr, denn gleich geht es mit so was nicht. Höre Line, viel=

leicht magst Du wohl heimlich was zusammengescharrt haben. Hast Du dreihundert Thaler, gehe ich nach Hause, hole mein Geld und nehme Dich. Sonst mache Dir aber nur keine Rechnung darauf. Unter dreihundert Thaler hol mich der Teufel, keinen Pfennig. Leb wohl mein Herzchen.

Karl.

Dritter Brief.

Die blonde Karoline an Musjeh Karl.

Lieber Katl, jetzt habe ich keinen Pfennig, aber so wahr ich ein ehrliches Mädchen bin, ich schaffe dreihundert blanke Thaler zusammen, ehe vierzehn Tage vergehn. Reise zu Deine Eltern und hole das Geld, ich schreibe dir bald wieder.

Karoline.

Vierter Brief.

Die blonde Karoline an die Köchin Jettchen.

Liebes Jungfer Jettchen! Ich habe gehört, daß Sie sich in andern Umständen befinden, und bei der Gesellenfrau * * Wochen halten werden. Lieber Gott, es wird Ihnen nicht zum besten gehn, denn, wie es heißt, ist der Vater von Ihrem Kinde ja weggelaufen. Ich könnte Ihnen aber gute Patchen verschaffen, Ihnen auch sonst etliche Thaler zu lösen geben, wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen. Wenn sie niedergekommen sind, sollen Sie mir nämlich auf vierzehn Tage oder drei Wochen Ihr Kind leihen, nur bei Tage, des Nachts wirds immer wieder zu Ihnen gebracht. Es soll gut gepeppelt werden, und wenn Sie auf sind, können Sie auch immer nach meiner Küche kommen, und es da schenken. Wollen Sie, so schreiben Sie mir Antwort.

Karoline.

Fünfter Brief.

Die Köchin Jettchen an die blonde Karoline.

Ja, wenns weiter nichts ist, Mamsell Karlinchen, das will ich Ihnen wohl zu Gefallen thun, aber unter fünf Thaler nicht. Ich merke wohl, was Sie im Kopfe haben, denn ich bin auch just nicht allzu dumm.

Jette.

Sechster Brief.

Die Köchin Jettchen an die blonde Karoline.

Ich habe einen Jungen, liebe Mamsell, ein recht schmuckes Kind. Die Wickelfrau bringt ihn morgen ganz früh, sie sagt ja, sie wüßte Bescheid, hätte mit Ihnen schon alles besprochen. Daß Sie mir aber hernach nur gute Pathen schaffen, Sie müssen selbst Gevatter stehn. Drei Wochen kann das Kind immer liegen.

Jette.

Siebenter Brief.

Die blonde Karoline an den Herrn Geheimen Rath ***

Sie werden sich besinnen, was vor neun Monaten zwischen uns vorgegangen ist. Ich bin diese Nacht mit einem kleinen Jungen niedergekommen, der Ihnen so ähnlich sieht, wie ein Tropfen Wasser dem andern. Ich frage nun, ob Sie sich mit mir im Guten setzen wollen, oder ob ich klagen muß. Doch so ein hübscher Herr wird es dazu nicht kommen lassen. Ich prätendire meine Entbindungskosten zu 20 Thaler, für den Kranz 50 Thaler und alle Monate auf den Jungen 5 Thaler. Wollen Sie sich aber ein für allemal mit mir setzen, soll mirs auch recht seyn.

Karoline.

Achter Brief.

Der Herr Geheime Rath *** an die blonde Karoline.

Liebes Mädchen, ich bin erstaunend über Dein Billet erschrocken. Wie kannst Du mir denn das Weib so gerade auf den Hals schicken. Hättest ja warten können, bis ich vorbeigegangen wäre. Beinahe hätte meine Frau das Billet gesehn, und weil es so kurios aussah, wäre sie wohl gar im Stande gewesen, es zu erbrechen. Also in Wochen bist Du? Ein ganz verdammter Streich! Und Deine Anforderungen sind ziemlich hoch gespannt. Entbindungskosten will ich Dir schicken, aber mit dem Kranz bleibe mir vom Halse, das ist auch wohl nur Dein höflicher Spaß gewesen. Im Grunde aber wäre es mir am liebsten ganz aus der fatalen Sache zu seyn, der Leute wegen, und vor allen Dingen, wegen meiner Frau. Ich will Dir 50 Thaler, alles in

Allem geben, mit dem Beding, daß Du einen andern Vater anzeigst. Auf etliche Thaler, Dich in den Wochen zu pflegen, kömmt's mir auch nicht an.

* * *

Neunter Brief.

Die blonde Karoline an den Apotheker ***

Sie werden sich besinnen, was vor neun Monaten u. s. w. wie Nro. 7.

Zehnter Brief.

Antwort des Herrn Apothekers.

Sachte, sachte mein Herzchen, so leicht kriegt man mich nicht heran. Ich pflege so was zu notiren, es sind zehn Monate und drei Tage, wie ich Dich das Erstemal besucht habe, das Zweitemal erst vor fünf Monaten, das Drittemal vor sechs Wochen, wo nicht das mindeste von Deiner veränderten Taille zu spüren war. Desto mehr wundre ich mich. Du meinst wohl, ich würde mich, meiner

Frau halber, vor einer Klage fürchten? O nein, lieber sage ichs ihr gradehin, besser ein Zank, als viel Geld unnütz verloren. Es sind so schlechte Zeiten und alle Medikamente theuer einzukaufen. An der China hat man fast gar nichts mehr. Doch um aller Weitläuftigkeit zu entgehn, gebe ich Dir zehn Thaler, mehr keinen Pfennig, allenfalls noch freie Medizin, wenn Du oder das Kind krank wirst. Danach hast Du Dich zu richten.

* * *

Elfter Brief.

Die blonde Karoline an den Wachtmeister ***

Sie werden sich erinnern, was vor neun Monaten u. s. w. wie Nro. 7.

Zwölfter Brief.

Antwort des Herrn Wachtmeisters.

Mensch, Ihr soll ja das Donnerwetter auf den Kopf fahren. Mich will Sie bei Ihrem H— balg zum Vater machen? Da kommt Sie bei den rechten. Mache Sie ja, daß Sie einen andern kriegt, denn wenn Sie auch beim Regiment klagte, mehr als zwölf Groschen monatlich könnten mir doch nicht abgezogen werden. Also sei Sie nicht toll, und nehme Sie einen andern. Sie wird wohl

unter der halben Garnison das Aussuchen haben, denn es mag wohl keine Wache seyn, die Sie nicht durchgelaufen ist. Genug lasse Sie mich ungeschoren, oder der Teufel soll Ihr den Hals zerbrechen.

* * *

Dreizehnter Brief.

Die blonde Karoline an den Bildhauer ***

Sie werden sich besinnen, was vor neun Monaten u. s. w. wie Nro. 7.

Vierzehnter Brief.

Antwort des Herrn Bildhauers ***

Schönes Mädchen, Dein Brief hat mir einen tödtlichen Schrecken eingejagt. Sind denn das grade neun Monate, daß ich Dich besucht habe? Der Himmel weiß, ich kam aus keiner sinnlichen, sondern nur aus einer Bildnerabsicht, ich wollte Deine Formen studiren, weil ich eine zu dem Monumente auf dem *** Kirchhofe eben fertigte. Hätte ich mich doch an reine Idealität gehalten, und alle Natur beseitigt. Indeß ist die Thorheit geschehn, und wer sie übt, muß die Folgen tragen. So viel jedoch, als Dein Ansinnen will,

kann ich nicht geben, schönes Mädchen. Höchstens die Hälfte, und das kaum. Ein für allemal bin ich auch nicht im Stande, mich abzufinden, mir fehlt es an einer hinlänglichen baaren Summe. Zehn Thaler für die Entbindung, zwanzig für den vestalischen Gürtel, wobei ich doch ein kleines (?) setzen möchte, will ich Dir einhändigen, doch in zwei Terminen und monatlich zwei Thaler auf den Knaben, höchstens drei, mehr vermag ich nicht. Sollte jedoch die Bildnerei mehr Beschäftigung finden, wirst Du mich freigebiger sehn. Aber Schade, Schade, Deine Formen werden gelitten haben, an Zartheit, Fülle, Ründung, Wellenlinien. Und viel daran war, bei Gott, ächt hellenisch. Wie ist denn der Knabe gestaltet? Ist es ein kleiner Genius? Ich werde einmal kommen, ihn zu sehn. Doch nein, nein, ich bleibe lieber von aller Gefahr. Ich wünsche Dir baldige Genesung.

* * *

Funfzehnter Brief.

Die blonde Karoline an den Sekretair ***

Sie werden sich besinnen, was vor neun Monaten u. s. w. wie No. 7.

Sechzehnter Brief.

Antwort des Herrn Sekretair ***

Liebes Kind, ich beklage Dich. Dreihundert Thaler ziehe ich Gehalt, hundert gebe ich meinen Gläubigern und vom Rest habe ich schon an drei Mädchen Alimente zu entrichten. Nichts vermag ich mehr, klage, mache was Du willst, bei mir gilt nach gerade das Sprichwort vom Kaiser. Bist Du klug, so sieh Dich nach einem Andern um, dessen Daumen regbarer ist. Ich habe so eines Abends unsern Prä-

sidenten zu Dir schleichen sehn. Närrin, wenn die Zeit irgend zuträfe, das wäre noch eine Spekulation. Einen Dukaten lege ich indeß bei, Dir im Wochenbette eine Güte zu thun. Dann lasse mich zufrieden.

* * *

Siebzehnter Brief.

Die blonde Karoline an den Präsidenten ***

Sie werden sich besinnen, was vor neun Monaten u. s. w. wie Nro. 7.

Achtzehnter Brief.

Antwort des Herrn Präsidenten ***

Der Karoline *** wird auf ihr, ohne Datum, und unschicklicher Weise, ohne alle Courtoisie mir eingesandtes Schreiben erwiedert: daß ich zwar einer Schwängerungsklage auszuweichen, jedennoch keineswegs gesonnen bin, ihr so viel zu entrichten, als sie wohl sich Hoffnung macht. Für die Entbindung schicke anbei 12 Thaler, womit eine Person ihres Standes vollkommen ausreichen kann.

Pro defloratione hingegen erfolgt nicht das Mindeste, sintemal ich weiß, daß eigene Oppositionen da vor Gericht nicht angenommen werden, allein dagegen unterrichtet bin, daß verschiedene Referendarien, vor mir, mit der Karoline *** Umgang gehabt, als welche auch wohl keinen Anstand nehmen würden, im Nothfall solches zu Protocoll zu geben und zu beschwören. Auf das Kind werde ein monatliches Aliment von 4 Rthlr. immer prompt übermachen, auch wenn es versterben sollte, die Beerdigungskosten tragen.

* * *

Neunzehnter Brief.

Die blonde Karoline an den Kaffeeschenken ***

Sie werden sich besinnen, was vor neun Monaten u. s. w. wie Nro. 7.

Zwanzigster Brief.

Antwort des Herrn Kaffeeschenken ***

Wie hat mich denn der Satan so geplagt, daß ich den Morgen zu Ihr habe kommen müssen. Hätte ich nicht bei einem guten Freunde ein Glas über den Durst getrunken, und hätte Sie nicht im Fenster gelegen, wär' es gewiß nicht geschehn. So ein verfluchter Streich ist mir in meinem Leben nicht arivirt. Wenn Sie aber denkt, bei mir ist was zu lu-

friren, da irrt Sie. Ich habe Sorgen und Noth genug, weiß nicht, wo ich künftiges Vierteljahr meine Miethe hernehmen werde, und soll noch H—kinder ernähren. Weiß Sie was? Zehn Thaler will ich Ihr geben, damit ich Sie los bin, und nur mein Weib keinen Spektakel macht. Eine Suppe will ich Ihr auch ein Paarmal in Ihren Wochen schicken, aber sonst lasse ich mich auf nichts ein. Danach kann Sie sich richten.

* * *

Einundzwanzigster Brief.

Die blonde Karoline an den Grafen ***

Sie werden sich besinnen, was vor neun Monaten, u. s. w. wie Nro. 7.

Zweiundzwanzigster Brief.

Antwort des Herrn Grafen.

Nein, das ist Gott verdamm mich zu arg, heute das zweite Billet der Art und seit sechs Wochen Viere. Wo soll ich mit all den Bastarden hin. Wenn wir doch ein Findelhaus hätten, sur mon honeur, ich will mit dem Minister *** sprechen, daß er eins in Vorschlag bringt. Für eine Residenz ist es insupportable, daß immer noch ein so nöthiges Institut fehlt. In Paris und London ist man darin weit auf-

geklärter. Im übrigen bist Du eine infame Canaille, auf mich schiebst Du, was sans doute, ein Friseur oder Marqueur gethan hat. Weil ich mich aber gut bei Dir amüsirt habe, ob Du gleich keine Aspasie, sondern nur eine gemeine Fille du Palais Royal bist, und weil man nur gerichtliche Weitläuftigkeiten hat, so wird mein Kammerdiener zu Dir kommen. Am besten, Du akkordirst mit ihm, und nimmst Dir einen andern Vater; wer weiß ohnehin, ob Du nicht ohne mich schon Zehne mit solchen naiven Nicht-billet-doux erfreut hast, denn das sieht Dir Straßennickel wohl ähnlich. Wie ich mich geärgert habe, so mußt ich doch wieder lachen, daß Du gar die Effronterie hast, von Deinem Kranz zu sprechen. Bist Du denn so dumm, nicht einzusehn, daß Du einen Kenner vor Dir hast? —

* * *

Dreiundzwanzigster Brief.

Die blonde Karoline an den Brandtweinbrenner ***

Sie werden sich besinnen, was vor neun Monaten u. s. w. wie Nro. 7.

Vierundzwanzigster Brief.

Antwort des Herrn Brandweinbrenners ***

Nein, ists wahr Karline? Sieh, das ist mir bei meiner Seele lieb, wenns auch Geld kostet. Meine Frau hat keine Kinder, ich nehme den Jungen zu mir, wie er von der Brust entwöhnt ist. Ja, ja, ich will ein Kind um mich haben. Also sieht er mir ähnlich, das ist gut, recht gut. Ich werde für ihn sorgen. Ich schicke Dir auch 20 Thaler und werde

meine guten Freunde zu Gevattern bitten, wo Du auch noch manchen Thaler kriegen wirst, aber mit dem andern Punkt, wofür ich auch noch blechen soll, da haust Du mich wohl übers Ohr. Da laß mit Dir handeln, fünf Thaler sind auch Geld, verstehst Du mich. Aber sonst ist es mir, wie gesagt, recht lieb, und der Junge soll recht zu was ordentlichem aufgezogen werden, daß ein tüchtiger Kerl aus ihm wird, wie sein Vater. Leb wohl, und halte Dich hübsch, daß Du nicht zu früh ausgehst, mein Engelchen.

* * *

Fünfundzwanzigster Brief.

Die blonde Karoline an den jungen Friedrich ***, Gymnasiast auf der *** Schule.

Sie werden sich besinnen, was vor neun Monaten u. s. w. wie Nro. 7.

Sechsundzwanzigster Brief.

Antwort des Herrn Gymnasiasten Friedrich ***

Liebste Mademoiselle, fast des Todes bin ich gewesen, als ich Ihr geehrtes Schreiben zu eröffnen das Vergnügen gehabt habe. Ich bitte Sie um alles in der Welt, hochgeschätzte Mademoiselle, machen Sie mich nicht unglück=lich! Ich will ja gern alles thun, was mög=lich ist, um wieder gut zu machen, was ich

in einem Augenblick leichtsinniger Unüberlegtheit, ohne an die Folgen zu denken, angerichtet habe. O es war mir an jenem Abend, als ob mir etwas ahnte. Denn als Sie mich so artig einluden, Ihnen in Dero Stube meine Aufwartung zu machen, hatte ich erst gar nicht den Muth dazu, nur, weil man gegen Damen nicht unhöflich seyn darf, entschloß ich mich endlich. O unglückliche Stunde, mußte ich mich so vergessen, Ihr ruchloser Verführer zu werden! Beim Himmel, ich weiß selbst nicht, wie ich eigentlich dazu gelangt bin; eine Art von Trunkenheit war über meine Sinne gekommen. Verzeihung, theure Mademoiselle, ich flehe um Ihr Verzeihung, ob ich gleich nicht hoffen kann, daß Sie dem Räuber Ihrer Tugend, Ihrer Unschuld, sie bewilligen werden. Glauben Sie, wenn es meine Umstände zugäben, ich würde gleich um Ihre Hand bitten und so vor den Augen der Welt Sie zu meiner Gattin machen, als Sie es, in

den Minuten, wo wir beide uns zum Erstenmale in unserm Leben leidenschaftlich vergaßen, und durch einen geheimen Zug der Natur Geheimnisse kennen lernten, die uns lieber noch Jahre lang hätten mögen verhüllt bleiben; — wie Sie es damals, sage ich eigentlich vor Gott waren. Allein, mit Betrübniß melde ich Ihnen, daß ich dies auf keine Weise möglich machen kann. Ich bin zu Ostern sechzehn Jahre gewesen, beziehe erst in zwei Jahren die Universität. Das sind weite Aussichten und Ihnen zuzumuthen, auf meine einstige Versorgung zu warten, und anderweitiges Glück abzulehnen, das darf ich nicht. Wie treu und innig übrigens mein Gefühl ist, so möchte ich verzweifeln, daß ich es so wenig bethätigen kann. Der Herr Professor empfängt alles für mich von meiner Mutter. Ich bekomme nur sechzehn Groschen Wochengeld, wovon ich mir allerlei Kleinigkeiten halten muß. Die Hälfte davon steht Ihnen zu Befehl, mehr aber weiß

ich vor der Hand nicht aufzubringen. Doch was ich zu Weihnachten von meiner Mutter erhalte, soll Ihnen auch zu Diensten stehn. Ich würde meine Uhr versetzen, um nur gleich einige Thaler zu schaffen, aber denken Sie nur, den Abend, als ich die Ehre hatte, Ihnen meine Aufwartung zu machen, muß ich sie auf der Straße verloren haben, denn ich fand sie, als ich nach Hause kam, nicht mehr in meiner Beinkleidertasche. Erbarmen Sie sich nur, daß nicht mein Professor es erfährt: Ich müßte gewiß vier Wochen ins Karzer und er würde es sogleich meiner Mutter schreiben. Ich werde auf alle Weise sonst thun, was ich nur möglich machen kann.

* * *

Siebenundzwanzigster Brief.

Die blonde Karoline an den Schutz=juden ***

Sie werden sich besinnen, was vor neun Monaten u. s. w. wie Nro. 7.

Achtundzwanzigster Brief.

Antwort des Schutzjuden Herrn ***

Hören Sie, Mamsell Karlinchen, ich werde Ihnen doch was sagen. Ich bins gewesen, ich bins nicht gewesen, Sie sind eine brave Person, Sie sind keine brave Person, was thu ich damit, ich will mit Ihnen von einander. Hören Sie also zu, recht zu. Ich will Ihnen geben dreihundert Thaler, verstehen Sie, dreihundert Thaler, aber Sie geben mir einen Schein, daß ich nicht habe was gehabt zu

thun mit Ihnen, daß Sie nichts haben an mich zu fordern, verstehn Sie mich. Dreihundert Thaler, und noch dazu ein Wechsel von einem braven Mann, gute Papiere, recht gute, und schon Zinsen drauf zu fordern, die rechne ich nicht einmal. Da sehn Sie, daß ich doch ein ehrlicher Mann bin. Was wollen Sie mehr? Als Ihnen nur jeder gebe einen Thaler, der doch hat geholfen, wären Sie steinreich, und ich gebe Ihnen dreihundert. Wollen Sie, so komme ich auf den Mittag zu Ihnen, und bringe das Geld gleich mit.

* * *

Neunundzwanzigster Brief.

Die blonde Karoline an Musjeh Carl den Friseur.

Lieber Junge, ich habe beinahe 200 Thaler zusammen, mehr aber nicht. Mit etlichen Kunden bin ich in Weitläuftigkeit. Sie wollen monatsweise bezahlen, das hilft mir aber nicht, und die Jette muß auch ihr Kind wieder haben. Es müssen noch Andere heran, unser Polizeikommissarius vom Revier, von dem ich so keinen rothen Pfennig gesehn habe, noch welche vom Militair und wer es alles seyn wird. Ein verfluchter Jude hat mich aber recht betrogen. Er bringt mir Papiere, sagt, ich könnte 300 Thaler darauf kriegen, wer war froher als ich. Hernach waren sie von einem Kaufmann ausgestellt, der bankerott gemacht hat, davongelaufen ist, und dessen Name draußen an den Galgen geschlagen steht.

* * *

Dreißigster Brief.

Die blonde Karoline an den Polizei-Kommissarius ***

Sie werden sich besinnen, was vor neun Monaten u. s. w. wie Nro. 7.

Einunddreißigster Brief.

Antwort des Herrn Polizeikommissarius.

Warte, Dich will ich kriegen! Ich weiß Deine ganze Durchstecherei, und werden wir uns sprechen.

* * *

Zweiunddreißigster Brief.

Die blonde Karoline an Musjeh Karl.

Ach lieber Junge, ich bin ins Zuchthaus gekommen. Der Polizeikommissarius hat alles an den Tag gebracht. Sie haben mich verhört, die Jette auch — nun ist alles vorbei.

* * *

Die Jungfern lange nach der Hochzeit.

Die Regel will, daß Jungfern Jungfern, und Frauen Frauen sind. Jede Regel hat aber ihre Ausnahmen, ein uralter Gemeinspruch und Erfahrungssatz. Es giebt daher auch Jungfern, die nicht Jungfern, und Frauen, die nicht Frauen sind. Doch ist ohne allen Zweifel erstere Ausnahme bei weitem zahlreicher vorhanden als letzte. Von jener lohnt es weiter keine Mühe zu reden.

Daß auch tausend Bräute, dem Altar nahend, nur auf dem Haupte ihr Kränzlein tragen, wem könnte da wohl ein Unglaube aufsteigen. Indessen ist dennoch alle Tugend nicht ausgestorben, und was die

Tugend nicht hütet, hüten kluge Mütter und scharfsichtige Erzieherinnen, die ihre Töchter und Pflegebefohlnen nicht aus dem Gesicht lassen, was unstreitig ein zweckdienend Mittelchen zu Heiligbewahrung der sittsamen Unschuld ist. Genug es treten auch wahrhaft züchtige Mädchen zu dem Heiligthum, wo ihnen der segnende Priester einen Gatten zuspricht, und sie zugleich von der — immer doch unbequemen, peinlichen und gefahrvollen — Verbindlichkeit lossagt, das Jungfrauenthum noch länger bewachen zu dürfen.

Es folgt sodann eine gemeine Regel, welche demungeachtet aber nicht allgemein ist. Die Ausnahmen kommen aber nicht alle an das Licht. Bisweilen nur schleicht eine geheime Sage im Stillen umher. So heirathete vor etwa anderthalb Jahren, ein Mann, der schon einen guten Schritt über die Funfzig hinaus gethan hatte, ein Mädchen von etwa neunzehn Jahren. Vor einiger Zeit aber soll

sie einer Freundin wehmüthig naiv gestanden haben: noch kenne sie keinen Unterschied zwischen ihrem vorigen und dermaligen Zustande. Die Freundin hat eine vermählte Schwester, welcher das erfahrne Geheimniß mitzutheilen, sie sich nicht enthalten konnte. Diese machte ihren Mann wieder zum Vertrauten. Und dieser konnte es in einer Gesellschaft von Bekannten nicht verschweigen. So läuft also nun die Nachricht von Mund zu Mund, wobei die Erzähler aber gemeinhin bitten, nichts davon weiter zu offenbaren.

Bisweilen gelangen solche Mysterien aus dem Ehetempel aber auch ins Heiligthum der Justiz. So hatte vor mehreren Jahren ein vermögender Kaufmann, in der Provinz — der aber zuvor in Berlin viel, eigentlich viel, gelebt hatte — geheirathet. Nach drei bis vier Jahren war die Ehe noch immer ungesegnet geblieben. Diesen Umstand wählte der Gatte, um eine Ehescheidungsklage darauf zu

begründen. Ich verlange Erben, sagte er vor Gericht, sehe den Zweck meiner Ehe nicht erreicht, und bitte sie zu trennen. Es gelang ihm seine Absicht durchzuführen. Der richterliche Ausspruch schied ihn von seiner Gattin, ohne daß er nöthig hatte, dieser irgend eine Abstandssumme zu entrichten.

Die geschiedene Frau kehrte nun in das älterliche Haus zurück. Der Vater jedoch nahm sie eines Tages bei Seite. Wie ging es zu, fragte er, sprich offen, ohne allen Rückhalt, wie ging es zu, daß bei deiner Ehe kein Ehesegen erfolgte?

Nicht wollte die Tochter mit der Sprache heraus, doch lange fortgesetzte Anmahnung zur Wahrheit bewog sie endlich, das verschämte Geständniß abzulegen:

Ich bin noch eine Jungfrau, lieber Vater. Dieser hob ein neues: wie ging das zu? an.

Es folgte nun ein umständlicher Bericht, der auch völlig geeignet war, ihre Behauptung einleuchtend zu machen.

Hast du, fragte der Vater abermal, den Muth, auch das alles vor Gericht zu sagen, so gebe ich dir mein Wort, eine gute Summe kann dir nicht entgehn.

Sie hatte den Muth. Der Rechtshandel wurde erneut. Der Kaufmann sah nun sich genöthigt, der geschiednen Madame — Demoiselle viele tausend Thaler auszuzahlen, womit sie bald einen andern Mann, und demnächst auch Nachkommen empfing.

In England trug sich aber vor wenigen Jahren eine seltsame Geschichte zu. Man sah nämlich eine Frau, die sechs Jahre lang verheirathet gewesen, einen Sohn hatte, und demungeachtet im reinsten Jungfrauenstande lebte. Dies begab sich folgendermaaßen.

Ein Matrose von den Kohlenschiffen zu Newkastle befand sich in London, verliebte sich

in ein armes Mädchen, und beschloß sie zu heirathen. Er sagte ihr, wie es auch der Fall war, seine Aeltern daheim wären nicht unvermögend, besäßen ein Haus und Land, das er einst erbe. Das Mädchen willigte ein.

Am Hochzeittage begab man sich zur Kirche, wo die Trauung vollzogen wurde. Auf dem Heimgange begegnete man Matrosenpressern, die sich zwar des Bräutigams nicht bemächtigen wollten, aber doch einige von seinen jungen Freunden, welche er zur Hochzeit geladen hatte, ohne Umstände wegnahmen, um sie zu den Schiffen der königlichen Flotte zu bringen. Dem Bräutigam ging dies Verfahren so nahe, daß er seinen Freunden zurief, sie möchten sich zur Wehre setzen, ja auch selbst mit Hand anlegte, sie durch Gewalt zu befreien. Die bald hinzulaufenden Soldaten der Admiralität aber gaben den Ausschlag, und zwangen den Bräutigam, zur Strafe seiner That, mit an Bord zu wandern. Flehen half nicht.

Er wurde zum königlichen Matrosen gemacht, und die Fregatte, der er zugetheilt worden, ging schon den folgenden Tag unter Segel.

Das hieß eine hochzeitliche Wonne grausam stören. Man kann sich den Zustand der armen Braut, oder vielmehr der jungen Ehefrau — denn schon war der Segen über sie gesprochen — denken. Sie jammerte aber umsonst, der Neuvermählte war ihr entrissen.

Sie meldete seinen Eltern nach Newkastle, was sich zugetragen hatte, und unterschrieb sich, wie sie es befugt war, mit dem Namen ihres Mannes, als ihre Schwiegertochter. Die Eltern wandten sich an die Admiralität zu London, versuchten den Sohn loszumachen, und wollten auf ihre Kosten zwei andere Seeleute stellen. Die Sache war aber sehr weitläuftig. Jene Fregatte hatte nach Ostindien absegeln müssen, und es wollte späterhin verlauten, sie wäre verunglückt.

Die Schwiegerältern zu Newkastle bewiesen sich übrigens gütig, sandten der Schwiegertochter von Zeit zu Zeit Geld, und luden sie auch ein, ihren Aufenthalt bei ihnen zu nehmen. Dies lehnte sie jedoch lange ab, weil sie zu London von dem Schicksale ihres Mannes leichter benachrichtiget werden konnte.

Sechs Monate waren entflohn, die schreckliche Botschaft, jene Fregatte sei untergegangen, schien sich zu bestätigen. Viel weinte die junge vermeinte Wittwe, dachte inzwischen auch auf ihre Zukunft. Hören meine Schwiegerältern, sagte sie sich, von ihres Sohnes Tod, so wird auch ihre Zuneigung gegen mich erkalten, um so mehr, da sie mich nie gesehn haben. Ich kann also auf keine ferneren Unterstützungen von ihnen zählen.

Die Schwiegermutter hatte daneben einigemal in ihren Briefen angefragt, ob jene, eine junge Ehefrau, sich nicht etwa, wie es auch zu vermuthen wäre, in gesegneten Um-

ständen befände. Sie hatte hinzugefügt: eine solche Botschaft würde sowohl ihr als ihrem Manne sehr willkommen seyn. Denn, im Fall ihr einziger Sohn auf der See umkommen sollte, bliebe doch ein Kind von ihm nach, das einst ihr Vermögen erben könne. Sie hatte den Umstand, daß man den jungen Mann am Hochzeittage weggenommen, übersehn, oder auch die jungen Leute nicht so gewissenhaft enthaltsam vor dieser Feierlichkeit gehalten, als sie in der That es gewesen waren.

Die junge Schwiegertochter überlegte hin und her, was hier wohl zu thun seyn möchte. Sie hatte eine gute Freundin, die sich — unverheirathet — in solchen Umständen befand. Diese sagte: gern will ich dir das Kind, das ich zur Welt bringen werde, überlassen. Gieb es für das Deinige aus, reise damit nach Newkastle, so werden die Schwiegerältern dich freundlich aufnehmen, und für dich zu sorgen fortfahren, wenn auch dein Mann wirklich tod ist. Sterben sie,

erbt das Kind und du bist zugleich mit versorgt. Ich kann das Kind um desto lieber hingeben, da es so zu einem Glück kömmt, das es bei mir nie erwarten kann.

Den Rath fand die junge Frau angemessen, meldete erst den Schwiegerältern ihre Schwangerschaft und nächstdem zur passenden Zeit, ihre Niederkunft mit einem Knaben.

Die freundlichsten Glückwünsche folgten, und daneben eine erneute Einladung, sich nach Newkastle zu begeben. Großvater und Großmutter wollten ihren Enkel um sich sehn. Und sie baten desto sehnlicher, weil auch ihnen zu Ohren gekommen war, die Fregatte sei verunglückt.

Nach einigen Monaten trat die junge Frau mit dem Kleinen ihren Weg an, kam wohlbehalten an Ort und Stelle, sah sich auch über alle Erwartung gütig aufgenommen. Ihr Zustand wurde sehr angenehm, sie gefiel den beiden Alten, weil sie sich gefällig zu machen

verstand. Man übergab ihr selbst die Leitung des gesammten Hauswesens.

Daß die Fregatte gesunken war, bestätigten öffentliche Nachrichten der Admiralität. Um destomehr weinte die junge Frau, und waren auch die letzten Hoffnungen dahin. Allein die Schwiegerältern, obgleich von eignem Kummer über den Tod des Sohnes tief gebeugt, trösteten sie theilnehmend, und richteten sie nach und nach dadurch am meisten auf, daß sie einen letzten Willen niederschreiben liessen, worin ihr Sohn zum Erben von allem, was sie nachlassen würden, ernannt, ihr aber ein Nießbrauch bis zu seiner Volljährigkeit und sodann ein lebenslänglicher angemessener Unterhalt bestimmt wurde.

Allein die Fregatte war an einer Küste von Afrika gescheitert, und nahe genug, daß noch verschiedene Personen der Mannschaft auf Chaluppen und Brettern das Land zu erreichen vermochten. Unter denjenigen, die ihr Leben

glücklich fristeten, befand sich auch der Seemann von Newkastle. Aber Keiner von den Geretteten war im Stande, eine von Europäern bewohnte Ortschaft zu erreichen. Vielmehr mußten sich alle zusammenhalten, sich gegen Neger und wilde Thiere vertheidigen und von den Früchten, die sich vorfanden, leben. Das letzte ging in dem warmen Klima zur Noth an, allein jeder wäre doch gern wieder bei den Seinigen gewesen. Dies galt von dem jungen Manne vorzüglich, den am Hochzeitage die Matrosenwerber von seiner ihm eben angetrauten Frau genommen hatten. Es war seitdem kein Tag vergangen, wo er nicht mit der heissesten Sehnsucht, und mit den innigsten Wünschen, in ihre Arme eilen zu können, an sie gedacht hätte. Desto schlimmer sein gegenwärtiger Zustand. Und dennoch mußte er Jahr und Tag darin verleben. Dann gelang es ihm zwar, nach tausend Mühseligkeiten und bestandnen Gefahren,

das Vorgebirge der guten Hoffnung zu erreichen, aber hier nahm man ihn gleich wieder zu einem englischen Schiffe weg, das nach Westindien segelte. Noch zwei Jahre gingen hin, bis er endlich wieder in sein Vaterland kam, und seine Freiheit nunmehr erlangte.

Er eilte nach London, seine Frau zu suchen. Es hieß sie wäre in Newkastle bei seinen Aeltern. Das betrübte ihn freilich, doch war es ihm wieder lieb, daß die Aeltern sich seiner Frau angenommen hatten. Mit dem ersten Kohlenschiffe ging er ab, und langte in Newkastle glücklich an.

Seine Frau war nach dem Felde gegangen, aber Vater und Mutter weinten vor Entzücken, den Todtgeglaubten wieder zu sehn. Wo ist der kleine James, rief der Alte, ach, dort spielt er im Grase, hole ihn dem Vater, hole ihn.

Der Wiedergekehrte fragte bestürzt: wer ist James? Nun dein Sohn, dein dreijähriger Sohn! O ein muntrer lieber Knabe.

Der junge Mann wollte seine Frau ermorden. Man rief sie. Sie flog herbei, warf sich zu seinen Füßen und schrie: ich bin eine Jungfrau!

Sie gestand alles. Zürnten schon die Aeltern, versöhnte sie der Mann, glaubte, und hatte alle Ursache zu glauben.

Wohlverdiente Bravos unserer Zeit.

Sp — n konnte glücklicher werden. Es rief: wer hat sich um unser Glück zu bekümmern? Wir wollen keinen guten Zustand der Dinge, lassen uns für den schlechten lieber todtschlagen. Bravo!

E — d konnte seit mehr als zwanzig Jahren seine Handelsvortheile durch Friedlichkeit verdoppeln. Niemand seinen Vorausflug im Kunstfleiß einholen, so hätte es in diesem Zeitraume vermocht, seine Notionalschuld, wo nicht abzuzahlen, doch um viele Millionen zu mindern und ihre endliche Tilgung würde unter so vortheilhaften Umständen abzusehen gewesen seyn. Statt dessen wollte es seinem Handel

und Kunstfleiß unheilbare Wunden beibringen, seine Schuld verdreifachen. Bravo!

X, Y, Z, u. s. w. mißgönnten einem jungen heranwachsenden Riesen seine Kraft. Es zeigte sich, wie diese Kraft an Uebungen, immer stattlich wachsend, zunahm. Ihm keine Gelegenheit zu derlei Uebungen gegeben, und er bleibt schwächer, rief die Klugheit. Doch X, Y, Z. u. s. w. legten gewissermaaßen eine gymnastische Schule an, wo der Riese Nerven und Muskeln doppelt zu stählen vermochte. Bravo!

D — d zündete ein Licht an, es brannte aber noch nicht recht, wurde noch wenig gesehn. Der Weg führte über Steine und zwischen Dornen hin. D — d eilte, ritzte sich, und fiel sich blaue Flecke. Gemach, rief die Klugheit, laß das Licht erst gehörig brennen.

Aber D — spricht:
Nur Schuld hat das verdammte Licht,
Die Finsterniß erst wieder,
So schon ich meine Glieder. —

Nun, nun wir wollen sehn,

Wie's wird im Dunkeln gehn. — Bravo!

In einem Dörfchen sank ein Karren tief, tief in den Unrath. Ein kräftig Roß, zeitig angespannt, hätte ihn wohl noch wieder herausgezogen. Statt dessen legte man ein winzig Eselein vor. Bravo!

Die neuere Philosophie sucht mit jedem Tage den Beifall der Capuziner mehr zu verdienen. Bravo!

In dem Dorfe S—, vier Meilen von B—, erhob sich vor zwanzig Jahren die Stimme der Vernunft. 1811 stand in einem Blatte, das sich der Vaterlandsfreund nennt: ein Gestank habe sich vor zwanzig Jahren von S— aus über ganz Deutschland verbeitet. Die Vernunft Gestank nennen, heißet also dermalen, das Vaterland freundlich bedienen. Bravo!

Antworten durch Sprüchwörter und Beziehungen auf Fabeln.

P.

Daß wir nun aber leiden müssen.

D.

Kämpfen die Stiere, werden die Frösche zertreten.

P.

Was sagst du zu Männern wie Sch—ll, H—r, der H—v. B—De—, u. s. w.

D.

Man hat eine alte Fabel, von Hündlein die Löwen anfielen. Es wurde gefragt: überwinden sie denn auch die Löwen? Das nicht, aber sie fallen sie doch an.

P.

Was doch Herr von NN. bei aller entschiedenen Unfähigkeit, für ein artig Glück macht.

Q.

Für Jürgen ist mir gar nicht bange, der kömmt gewiß durch seine Dummheit fort.

P.

Apropos! Der Schriftsteller ***, welcher sonst manche politische Dinge richtig voraussagte, hat bei S — doch ganz falsch prophezeit. Grade seine Weisheit hat ihn irre geführt. Er hat eine Vernunft vorausgesetzt, die nicht vorhanden war. So was begegnet mir nicht.

Q.

Das stolpernde Pferd sprach zum Langohr: Du bist zu meinen Fehlern viel zu klein.

Anekdote.

Ein Künstler wollte die Germania zeichnen. Sein Freund rieth, ihr die Augen an den Hinterschädel zu setzen. Warum fragte Jener? Die Antwort hieß: weil sie nicht zu sehen pflegt, was vor ihr im Wege liegt, aber stets angeben kann, worüber sie stolperte.

Auf Nicolais Tod.

Von ihrem Sterbebette
Rief die Aufklärung: rette, rette!
Doch Nicolai sprach: ich steige selbst ins
Grab.
Nun schwang die Finsterniß den Stab:
Auch der Philister liegt,
Gebt Acht, nun hab ich bald gesiegt!

Französische und deutsche Schauspieler.

Einige Jahre vor der französischen Staatsumwälzung hofften die großen Schauspieler in Paris, nämlich die vom Théatre français, die kleinen der Boulevards, zu vertreiben, und knüpften deshalb einen Rechtshandel an. Was die Anwalde beider Theile vor Gericht sagten, war merkwürdig genug, um etwas davon noch jetzt auszuheben, weil es zu Vergleichungen mit dem Bühnwesen in Deutschland führen kann. Der Anwald der großen Schauspieler bat ein hohes Parlament, die Beklagten zu nöthigen, entweder außerhalb des Umfangs der Stadt zu spielen, oder doch innerhalb derselben sich auf stumme Szenen, hölzerne Ba-

racken und sechs Musiker zu beschränken. Seine Gründe hießen unter andern:

Es sei wahr, daß Mitbewerbung und Nacheifer in den Künsten sich wohlthätig zeigten. Allein dieser Fall bestehe hier nicht. Die Schauspieler des Königs könnten unter keiner Voraussetzung mit den kleinen wetteifern.

Der Beklagten Anwald entgegnete hierauf:

Dies sei grade, was sie immer eingestanden hätten. Sie begehrten nur, sich von den Brosamen zu nähren, welche von der Herren Kläger Tische fielen.

Anmerkung. In Deutschland kann ein ähnlicher Streit sich nur zu Wien, Prag oder Hamburg erheben, weil in diesen Städten nur mehrere Bühnen vorhanden sind. Außerdem sind es nur herumziehende Marionettentheater, die von Thaliens hohen Priestern Verfolgung zu befahren, und bisweilen auch in der That

zu dulden haben. Das Theater in Berlin, ohne Nebenbuhler, müßte aber in solchem Fall mit sich selbst streiten. Es ist Théatre français, wenn es Mahomed oder Tancred giebt, und Kasperlbühne, die Schwestern von Prag aufführend, zugleich.

Anwald der großen Schauspieler:

Sie hätten oft sich in dem Falle gesehn, die Meisterwerke eines Corneille oder Racine, vor einem halb leeren Parterre spielen zu müssen. Verschiedne Mitglieder hätten, aus ächtem Kunstpatriotismus, oft Summen aus ihren Mitteln hergeschossen, um das königliche Schauspiel in seinem alten ziemenden Glanze zu erhalten. An solchen Tagen wären die Boulevardtheater gepfropft voll gewesen. Hieraus erhelle der Verfall des guten Geschmacks, den man ihren Widersachern mit allem Fug beimessen könne.

Anwald der kleinen Schauspieler:

Diese Thatsache werde diesseits geleugnet. Es sei bekannt, daß im Théatre français kein Apfel zur Erde fallen könne, wenn die großen Schauspieler ihre großen Künstler und Künstlerinnen auftreten ließen. Daran hätten jedoch die diesseitigen Prinzipale nicht Schuld, daß jene Herren und Damen ihre Hauptrollen an Doubles oder gar an Triples abgäben, und sich während der Zeit in den Provinzen bewundern ließen. Gewisse darunter schienen dem Publikum ordentlich eine Gnade zu erzeigen, wenn sie alle Monate ein- oder zweimal aufträten, und dennoch hätte man die Langmuth des Publikums zu bewundern. Eine Saint-Val, eine Contat mieden kaum die Seitenschirme, und tausend Hände wären schon erhoben, sie zu bewillkommnen.

Was die erwähnten Vorschüsse zur Aufnahme der großen Bühne anlange, so erkläre man sie für eine Erdichtung. Bekanntlich

thäten die Herren Kläger sehr wenig für ihre Theaterverzierung, dagegen aber steckten sie ungeheure Summen in Livreen, Equipagen, und Gegenstände, die zum Erfolg der Kunst gar nichts beitrügen. Man wolle da nur die Feurung unter ihrem Theater berühren, deren Zweck nur sei, daß sich ihre Aktrizen nicht die zarten Füßchen erkälteten. Und diese Vorsicht erschiene um so seltsamer, da jene Damen, in den Provinzen, Wind und Wetter Trotz böten.

Anmerkung. Die liebe Klage über den Verfall des guten Geschmacks wird in Deutschland auch schon lange, und an vielen Orten gehört. Wie oft hat es dem großen kaiserlichen Theater zu Wien ein Aergerniß gegeben, wenn Kasperl so fleißig besucht wurde, und die Spektakel-Opern des leidigen Schikaneder ihm die Zuschauer abspenstig machten. Wie häufig mußten in Berlin die Sonntagskinder, Donaunymphen, Pumpernickel u. s. w. Kassenausfälle decken, welche der karge Besuch erhabner

Tragödien und rührender Familiendramen hervorbrachte. In Wien griff man zu dem Mittel, das Theater an der Wieden mit den Hofbühnen zu vereinen, in Berlin, wie schon gesagt, ist man Alles in Allem, und, um die wahre, nicht gut klingende Ursache nicht zu nennen, heißt es, man befleißige sich einer liberalen Vielseitigkeit, habe universelle Künstler aufzuweisen. Neulich gab es daselbst einen kritischen Spaß. Torquato Tasso wurde gegeben. Nun, jubelte ein Rezensent, ist der junge Morgen eines edlen Kunstsinns endlich angebrochen. Die vorige Generation war einer solchen Darstellung nicht werth, verstand sich nicht darauf, doch Heil der Kunst, sie liegt im Grabe. Weil demungeachtet aber die Zeitgenossen nicht häufig sich einfanden, und manche darunter vermeinten, das Stück habe ein, schon seit dreißig Jahren anerkanntes, hohes poetisches, doch ein nur geringes dramatisches Verdienst, also, daß Torquato Tasso bald wie-

der zur Ruhe ging, so ist der jetzt lebenden Generation zu Berlin, falls sie jenem Rezensenten huldigen will, nichts anderes zu rathen, als daß sie — ihn selbst und seine ähnlich empfindende Freunde ausgenommen — sich aufhängt und, einem kunstsinnigeren Geschlechte Platz macht. Der Thiergarten wird eben Bäume genug dazu enthalten.

Was die Doubles und Triples (zweite und dritte Rolleninhaber) betrifft, so ist man in Deutschland noch nicht auf einer solchen Stufe von Kunsthochmuth und Kunstwohlhabenheit angekommen. Unsere ersten Sterne glänzen lieber selbst, als daß sie andere für sich leuchten lassen. Das Reisen kömmt zwar auch mehr und mehr in Gebrauch, aber dann bleiben die Stücke, worin die Abwesenden Hauptrollen übernahmen, meistens liegen. Zu Berlin hat man daneben noch die Gewissenhaftigkeit eines Iffland zu loben. Denkt er sich in Hamburg, Breslau, Bremen, Frank-

furt u. s. w. bewundern zu lassen, tritt er einige Wochen vor seiner Abreise sehr oft auf, und holt auch nach seiner Heimkehr Vieles nach.

Schwelgenden Luxus werfe man deutschen Künstlerinnen nicht vor, besonders jetzt nicht. Ehedem konnte wohl bei ihnen (bei den Künstlern nie) eine Rüge der Art an ihrem rechten Platze seyn, aber die Dinge haben sich, aus Gründen, viel geändert. Die ungarischen Magnaten, die böhmischen und österreichischen Majoratsherren u. s. w. zu Wien sind, aus Gründen, haushälterischer geworden. In Berlin treffen, aus Gründen, keine reisende Lords und Esquires, keine reiche Polen mehr ein, die Kavaliere werfen, aus Gründen, wenig mehr mit Stecknadeln — heißt in Thaliens Kunstsprache Friedrichsd'oren — um sich, das Gensdarmenregiment ist, aus Gründen, aufgelöset worden, die Wechsler und Kaufleute zu Hamburg, Frankfurt, Leipzig, Augsburg

u. s. w. leben, aus Gründen, eingezogener, mit einem Worte, unsere Künstlerinnen meiden üppigen Prunk, doch — aus Gründen.

Anwald der großen Schauspieler:

Die kleinen Schauspieler rühmten sich, beträchtliche Allmosen auszuwerfen. Nun müsse die Armuth freilich bedacht werden, nicht aber auf Kosten des guten Geschmacks.

Anwald der kleinen Schauspieler:

Das klinge schön in dem Munde von Personen, welche die reinste Tugend in den Versen des frommen Racine predigten. Die Kargheit der Schauspieler des Théatre français werde unstreitig höheren Ortes geahndet werden. Man könne diesseits erweisen, daß sie mit dem Direktor des Hotel-Dieu sich verständen, und jährlich nur die Hälfte der sonst diesem Krankenhause zezahlten Summe entrichteten.

Anmerkung. Bei uns geben die Theater den Armen nicht viel, aber doch ziemlich richtig.

Anwald der großen Schauspieler.

Die kleinen Schauspieler verführten die Schriftsteller, der Beifall werde ihnen zu leicht gemacht. Hiedurch schwäche man das Genie, und die jungen Leute würden alsdann zu größeren Anstrengungen unfähig. Sie, die königlichen Schauspieler, übten nun schon seit geraumen Zeiten die Censur der Boulevardtheater aus, sie hätten oft Funken von wahrem Talent in solchen regellosen Stücken wahrgenommen, und dabei recht sehr beklagt, daß junge Dichter gewissermaaßen ihre schätzbaren Anlagen an den Pranger stellten. Daher käme es denn, daß man ihnen oft mittelmäßige Stücke für das königliche Theater angeboten habe, welche sie, blos das Talent aufzumuntern, gegeben hätten. Ein verdrüßliches,

aber wohlverdientes Mißlingen solcher Unternehmungen sei die Strafe ihrer Gutherzigkeit gewesen.

Anwald der kleinen Schauspieler:

Das Gegentheil sei vielmehr stadtkundig. Die königlichen Schauspieler begegneten jungen Autoren, zumal unbemittelten, hochfahrend und geringschätzend. Man ließe sie stundenlang in den Vorzimmern warten, und wenn es ihnen endlich glückte, vorgelassen zu werden, schicke man sie von einem Akteur zum Andern. Wäre dann der Tag festgesetzt, wo der Verfasser sein Stück vorzulesen habe, so pflegten die ersten Mitglieder wegzubleiben. Dann müsse Jener sich in ihre Wohnungen verfügen, und Jedem sein Stück besonders vorlesen. Wäre es auf diese Art zwanzigmal verschiedentlich mitgetheilt, und durch die Stimmenmehrheit angenommen, so bliebe noch gewissen Schauspielern ein Verneinungsrecht. Und

wenn ein Vestris oder Contat nicht darin glänzen könnten, bliebe es, auch bei sonst entschiedenem Werth, unaufgeführt. Spielte man es aber auch, so müßten die Autoren oft sechs, acht und mehrere Jahre warten, ehe es bis zur ersten Vorstellung käme. Nun möchten Unpartheiische abwägen, ob das Genie mehr durch Fesseln solcher Art, wie man sie im königlichen Theater ihm anlege, geschwächt würde, oder durch die Leichtigkeit, welche junge dramatische Schriftsteller fänden, auf den kleinen Bühnen sich vorgestellt zu sehn. Was übrigens die Regellosigkeit ihrer Stücke anlange, so wäre sie oft der Censur zuzuschreiben. Denn sie verstümmele diese Stücke, tilge die beßten Stellen, würfe die Szenen absichtlich durcheinander, damit sie fallen möchten.

Anmerkung. So stehn die Sachen bei uns nicht. Man hat den Theaterdirectionen in Deutschland nachzurühmen, daß sie angehenden dramatischen Schriftstellern Rosen auf Rosen

in den betretenen Pfad streuen, und alles Mögliche thun, das Genie entfalten zu helfen. Man höre die Beweise.

Erstens ist es gar nicht üblich, alle Mitglieder einer Bühne über die Annahme oder Verwerfung einer zugesandten Theaterarbeit rathschlagen zu lassen. Uebelwollende könnten zwar sagen: weil die Meisten von ihnen zu solchen Beurtheilungen auch wohl nicht geeignet seyn dürften, wir kehren jedoch alles zum Besten, und stellen die Vermuthung auf: es geschähe, um mehr Einheit in die Geschäfte zu bringen. So hat also kein Dichter nöthig, lästige Hofmachereien zu üben, selbst das Vorlesen wird ihm geschenkt. Der Theaterdirektor, oder höchstens eine sogenannte Regie, entscheiden. Diese schreiben — und nicht nach Jahren, meistens schon nach einigen Monaten — dem Autor zurück, und lehnen, in höflichen Worten, und ihm zugleich aufmunternde Lobsprüche beilegend, das Trauer- oder Lustspiel ab. Sie

vergolden mithin die Pille doch artig. Das Ablehnen erfolgt zwar in den meisten Fällen, und ganz besonders dann, wenn die Dichter an Ort und Stelle leben, aber die Theaterdirektionen streben grade hiedurch, poetische Anlagen zu entwickeln, zu stärken. Es soll alles einen hohen Aufflug nehmen, und Widerstand hebt die Kraft, wo sie nämlich vorhanden ist. Um mittelst dieses gutthätigen Widerstandes oft etwas ausrichten zu können, üben sie ihn so häufig, und geben lieber alte mittelmäßige, sogar erbärmliche Sachen, als daß sie in Annahme neuer sich willfährig zeigten. Sie halten sich auch viel an Uebersetzungen, um sich nicht genöthigt zu sehn, oft heimäthliche Erzeugnisse auf die Bühne bringen zu müssen. Dies soll machen, daß bei sothanen Erzeugnissen immer mehr nach Vollkommenheit gestrebt wird, und sie auch, durch seltne Darstellung einen höheren Werth bekommen. So läßt z. B. das Theater zu Berlin, Jahr aus Jahr

ein, französische Stücke übersetzen. Es hat die Erfahrung gemacht, daß sie überaus selten besonders wirken, und daß, weil sie oft sich um Oertlichkeiten drehn, ihr Werth in der Verpflanzung schwindet, weil sie keine deutsche Sitten zeichnen u. s. w.; indeß hält man, der guten Absicht willen, die Gewohnheit fest. Weigert man sich, besonders Arbeiten solcher Dichter aufzuführen, die an Ort und Stelle leben, so hat das auch einen guten Zweck. Diese Dichter könnten, wenn ihre Stücke gefielen, und sie das in der Nähe beobachteten, eitel werden, und das könnte ihr weiteres Streben nachtheilig lähmen. Es soll auch ihr Ruf in die Ferne dringen, und da ist es nützlich, sie auf die Ferne zu verweisen.

Zweitens haben deutsche Autoren, in den seltenen Fällen, wo man sich zur Annahme ihrer Manuscripte hinneigt, kein liberum veto mehrerer Schauspielerinnen und Schauspieler

zu fürchten. Nur der Direktor, (meistens auch Schauspieler) einige Regisseure, und höchstens einige Günstlinge prüfen: ob für sie in dem angebotenen Stücke auch Rollen von Belang sind. Und das ist immer doch so schwierig nicht, wie beim Théatre français in Paris, wo man so viele Köpfe und Sinne vor sich hat.

Drittens bleibt doch, bei allem gutmeinenden Widerstande, dem sie bei deutschen Theatern begegnen, Dichtern ein Mittel, die Vorstellung ihrer Sachen zu bewirken. Sie müssen nämlich auch zugleich sich mit Kritik befassen. Es giebt einen Direktor in Deutschland, welcher für oft wiederholte, freigebige und ausschweifende Lobsprüche nicht undankbar zu seyn pflegt, und das um seinen Ruhm sich erworbene Verdienst, an einem Autor das geringe dramatische bedecken läßt. Einem anderen deutschen Bühnenvorstand ist hingegen mit Lob nicht beizukomen. Die bestallten Weihrauchprisendarreicher haben seine Geruchsner-

ven zu sehr abgestumpft, als daß ein unbestallter ihn zum Riesen bringen könnte. Dagegen aber vermag ihn Tadel wohl noch in die Flucht zu jagen, und ein gewisser Autor, der Jahr und Tag vergeblich die Aufführung eines Stückes erwartete, striegelte ihn — wie man zu sagen pflegt — kaum einmal weislich in einem öffentlichen Blatte, als auch die Rollen schon ausgetheilt wurden. Das geht doch, wie die Umstände in Paris angethan sind, eben nicht.

Viertens handeln unsere Theaterdirectionen noch in einem anderen Betracht sehr wohlthätig gegen die Schriftsteller. Haben sie beim Théatre français über sogenannte hauteur zu klagen, und macht es Schwierigkeiten, bis ein Stück dort zur Aufführung gelangt, so verderben die französischen Schauspieler, in dem Fall, daß angenommne Stücke gut sind und auf der Bühne sich halten, wider das Talent. Denn von Seiten des klingenden Vor=

theils treten sie den Schriftstellern so ehrenvoll nachtheilig entgegen. An einer Tragödie z. B. sind in Frankreich wohl zehn- bis zwanzigtausend Livres für den Autor zu gewinnen. (Eben das gilt von musikalischen Werken.) Man weiß, daß nach einer dort getroffenen, und von allen Bühnen gewissenhaft gehaltenen Einrichtung, dem Verfasser eines Stückes von jeder Einnahme, die es bringt, ein Theil zufällt. Und das lebenslang, ja sogar noch, zum Nutzen seiner Erben, zehn Jahre nach seinem Tode. Nun ist aber auch bekannt, daß nichts das Genie so leicht träge macht, als Ueberfluß. Unsere deutschen Theater sorgen da klüglicher für ihren anhaltenden Eifer. Sie kennen den Ausspruch des Juvenal: Probitas laudatur et alget, und dehnen ihn auch auf das Talent aus. Sehr spärlich bezahlen sie Manuscripte, kaufen sie am liebsten nicht, sondern warten bis ein Stück gedruckt erscheint. Oder auch, sie suchen Manuscripte, (oder Par-

tituren) für ein Geringes, von unbefugten Abschreibern zu erhalten. Von Antheilen an der Einnahme war nie die Rede, sollte ihnen auch ein Dichter schon Tausende durch seine Werke abgeworfen haben. Der Nutzen, welchen das Genie aus einer so anspornenden Versagung schöpfen kann, liegt am Tage. So können wir denn, mit patriotischer Zufriedenheit, behaupten, daß es um solche Angelegenheiten in Deutschland weit besser als in Frankreich stehe.

So viel von jenem Rechtshandel, in welchem übrigens die kleinen Schauspieler obsiegten.

Frage und Antwort.

A.

Warum gerathen Satyren auf die jetzige Zeit, bei allem überschwänglichen Stoff, selten?

B.

Verachtung und Mitleid hemmen den satyrischen Flug.

Schriftsteller und Vermittler.

Schriftsteller.

Ich bin ein Held an Muth und Geistesklarheit,
Schreib ohne Ansehn der Person,
Vom Pfluge bis hinauf zum Thron,
Von Allen die Wahrheit, die Wahrheit, die
Wahrheit!

Vermittler.

Lieber Freund — das lassen Sie bleiben.
Komm' eben aus des Ministers Haus,
Er wirft eine art'ge Pension Ihnen aus,
Wenn nie Sie ein Wörtlein gegen ihn schreiben.

Schriftsteller.

O, steh' Seiner Excellenz zu Befehle,
Will Sie noch rühmen aus voller Kehle!

Vermittler.

Nur Scherz, hab keinen Auftrag bekommen,
Nur Ihren Wahrheitsinn — wahrgenommen.

Beschreibung

einer rührend erhabnen patriotischen Feierlichkeit in dem Reichsgräflich Kartoffelhausenschen Städtchen Rudelburg.

Rudelburg den 2. Hundstag 1811.

Gestern beging unsere treue Stadt den erfreulichen hohen Geburtstag unseres allgeliebten und angebetenen regierenden Herrn Reichsgrafen und legte in dieser ehrerbietigen, festlichen Huldigung einen Beweis ab, von welcher innigen Theilnahme an den hohen Vater des Vaterlandes, jedes Rudelburgers Busen durchdrungen ist.

Um dreiviertel auf zwölf Uhr ging der Herr Bürgermeister Kuhzipfel, mit der Frau

Bürgermeisterin aus dem Hause. Nachdem je=
ner seine zärtlich geliebte Gattin vorsichtig über
den, eben von einem Regen breit angeschwol=
lenen, Rinnstein gehoben hatte, führte er die=
selbe zum Rathskeller in die Gaststube. Hier
hatten schon früher sich versammelt unser Herr
Kommandant, der Herr Lieutenant Rührkäse
und die Frau Kommandantin, auch der Herr
Stadtsyndikus Roßapfel mit seiner Schwester,
der Demoiselle Roßapfel, nicht weniger der
Herr Stadtsekretair Klapperbein und die Frau
Stadtsekretairin Klapperbein mit ihren sehr
gebildeten Töchtern, eben der Herr Stadtverord=
nete und Lichtzieher Kaulbarsch, mit der Frau
Stadtverordnetin und Lichtzieherin Kaulbarsch.
Nachdem sich die Anwesenden insgesammt
freundlich und artig gegrüßt hatten, fanden
sich noch ein der Herr Steuer=Consumtions=
und Salpeter=Cassen=Controlleur Mausehaase
mit der Frau Steuer=Consumtions= und Sal=
peter=Cassen=Controlleurin Mausehaase, nicht

weniger der Herr Frühprediger Zipfel mit der Frau Frühpredigerin Zipfel — der Herr Ober-Pastor Honigsüß lag eben an einer Hämerrhoidalfistel krank — auch der Herr Stadtchirurgus Fickfacker, der Herr Schornsteinfegermeister Miese, der Herr Scharfrichter Feuerbrand, der Herr Kleidermachermeister Putenschnabel und mehrere vornehme Honoratioren unseres Ortes. Nachdem sämmtliche Herren sich mit einigen Gläschen Pommeranzenaquavit, die Damen hingegen durch etwas feinen Kümmel gelabt hatten, benachrichtigte der Herr Kellerwirth Gurkenhahn die achtungswürdige treupatriotische Gesellschaft, daß unter der verdeckten Kegelbahn angerichtet sei. Es schlug eben Zwölfe; weil jedoch erst mit vielen Höflichkeiten auszumachen stand, wer an der Thüre vortreten sollte und man an liebenswürdiger Bescheidenheit einander zu übertreffen suchte, langte die Gesellschaft erst gegen halb ein Uhr in der Kegelbahn an. Es wurde

nun eine Perlgraupensuppe in der heitersten Eintracht verzehrt. Nachdem dies auch mit dem Rindfleisch, wozu eine Merrettigtunke herumgegeben wurde, geschehen war, fing der Herr Bürgermeister Kuhzipfel eine kurze, aber nachdrückliche Betrachtung über den hocherfreulichen Gegenstand des heutigen Festes an, und der Herr Stadtsekretair Klapperbein hielt darauf eine Rede über die Tugenden unseres gnädigsten regierenden Herrn Reichsgrafen Erlaucht, worauf, unter allgemeiner Zustimmung, auf das hohe Wohl des Landesvaters getrunken wurde. Nun trug die Frau Kellerwirthin Gurkenhahn, welche die Küche mit einem wahrhaft patriotischen Eifer besorgt hatte, ein Gericht dicker Erbsen mit Pöckelschweinfleisch, nicht minder zwei wohlgefüllte Schüsseln delikaten Sauerkrauts auf, wobei ihr sowohl die in ihren Sonntagsanzug gekleidete Magd, als der munter regsame Kegelknabe rühmlich Hülfe leisteten. Es war erst lange darüber Unterhand-

lung gepflogen worden, welch ein Gemüse an diesem freudigen Ehrentage aufzusetzen sei. Einige Stimmen hatten sich für gebackene Birnen und Klöße, Andere für Linsen mit Speck, wiederum Andere für gequetschte Kartoffeln mit Bratwurst und noch Andere für Milchhirse mit brauner Butter entschieden, endlich aber die Frau Steuer-Consumtions- und Salpeter-Controllerin Mausehaase den Ausschlag gegeben, da dieselbe ihr Leibgericht Erbsen mit Pöckelfleisch empfohlen, worin ihr der Herr Frühprediger Zipfel mit der Bemerkung beigepflichtet: wie diese Speise derb, und also zu einem Symbol des Nudelburger vaterländischen Sinnes, ziemend geeignet sei. Das Sauerkraut aber war auf den Antrag des Herrn Scharfrichters Feuerbrand hinzugefügt worden. Der Herr Stadtchirurgus Fickfacker las nun ein selbstverfertigtes Gedicht auf das heutige allerquickende und herzenbewegende Wiegenfest vor, das mit einmüthigem und gerührtem Bei-

fall aufgenommen wurde und einen zweiten Weihetrunk, unter den fröhlichsten Empfindungen, zur Folge hatte.

Nicht minder zeigte sich die achtbare Versammlung von dem besten Geiste beseelt, als nunmehr ein großer Rinderschmoorbraten erschien, den der patriotische Schlächtermeister und diesjährige Schützenkönig, Herr Fellknochen, mit ehrenvoller Uneigennützigkeit, das Pfund drei Pfennige wohlfeiler erlassen hatte, als eines hochedlen Rathes Taxe, den Preis des Fleisches bestimmt. Die Hanbutten, welche man dazu herumgab, waren zart und schmackhaft; nur trug sich der kleine Unfall dabei zu, daß beim schuldigen höflichen Komplimentiren, der Frau Kommandantin und Lieutenantin Rührkäse, ein Theil der Sauze auf ihr seidenes Kleid vergossen wurde. Als man endlich abermal auf das hohe Wohl unseres gnädigsten, allgeliebten Landesvaters und unserer gnädigsten allangebeteten Landesmutter

krank, brachte der Herr Stadtverordnete und Lichtziehermeister Kaulbarsch in Vorschlag, zu Ehren unseres regierenden Oberhauptes sowohl, als auch zum unverdächtigen Beweis der treusten Unterthanengesinnungen der Bürger hiesigen Ortes, ein Andenken auf ewige Zeiten zu stiften. Dieser gemeinnützige Vorschlag fand nicht allein die ungetheilteste herzlichste Zustimmung aller anwesenden Patrioten, sondern der Herr Bürgermeister Kuhzipfel sah sich auch zur Stelle durch den Herrn Stadtsyndicus Roßapfel insbesondere, und demnächst von allen Seiten, durch einmüthige Bitten aufgefodert, ein solches immerwährendes Denkmal des Nudelburgischen Patriotismus, dessen reines Heiligthum zwar jede Brust sei, wovon man aber doch gern in äußeren Zeichen, zum wandernden Fremdling, auch zur späten Nachwelt rede, näher anzugeben. Der Herr Bürgermeister Kuhzipfel fühlte sich durch den Auftrag, die Stadt zu

ehren, selbst hoch geehrt und indem nach einem kurzen Schweigen, der in ihm wohnende ächt vaterländische Sinn, den Genius der glücklichsten Erfindung seine Schwingen hatte regen lassen, brach er in hoher Begeisterung aus: wir wollen den Platz hinter dem Rathhause, bisher Ochsenmarkt genannt, künftig auf ewige Zeiten: den Reichsgrafenmarkt heissen.

Freudenthränen ergossen sich aus entzückt patriotischen Augen über den wahrhaft erhabnen Einfall, und nachdem, bei weggeschaffter Tafel, die Männer sich noch einige Stunden durch Kegelschieben vergnügt, die Frauen aber, an ihren Strümpfen strickend, sich durch nachbarliche Gespräche unterhalten hatten, verfügte sich Alles, des Regenwetters ungeachtet, nach Hause. Wir können nicht umhin, noch öffentlich bekannt zu machen, was die Nudelburger achtungswürdigen Getreuen, an diesem Tage, in Allem patriotisch verzehrten. Zuerst

wurden ein und ein halbes Quart Pomeranzenaquavit und drei Viertel=Quart feinen Kümmel getrunken. Zur Suppe hatte die Frau Kellerwirthin Gurkenhahn verbraucht: sechs Pfund Rindfleisch, drei Pfund Perlgraupen, für zwei Groschen sechs Pfennige Pastinak und andere Wurzeln, für einen Groschen drei Pfennige Grünes, wie auch eine halbe Muskatennuß. Demnächst kostete die Merrettigtunke, sammt den kleinen darin befindlichen Rosinen, fünf Groschen. An Erbsen wurden verbraucht: zwei und eine halbe Metze, wie auch eine Viertelmetze Bollen zur Sauce; nicht minder sieben Pfund Pöckelfleisch und ein kleines Fäßchen Sauerkraut. Der Rinderschmoorbraten, vom patriotischen Schlächtermeister und diesjährigen Schützenkönig Herrn Fellknochen geliefert, wog netto zwölf Pfund, mochte sich indessen wohl um einiges Gewicht eingebraten haben. Die Hanbutten waren ein patriotisches Geschenk der Frau Oberpastorin Honigsüß, welche, da

sie durch Pflege ihres erkrankten Gatten gehindert, nicht in eigner Person an dem hocherfreulichen Feste erscheinen konnte, doch in einem kleinen Opfer am Altar des Vaterlandes, ihre so rechtlichen als fühlbaren Gesinnungen an den Tag zu legen suchte. Noch wurden mit edlem Gemeinsinn verzehrt: ein Pfund vom beßten holländischen Käse und eben so viel frische Butter. Der Herr lasse es bis in die spätesten Zeiten dem hohen Landesvater, wie auch dem gesammten Reichsgräflich Kartoffelhausenschen erlauchten und erhabenen Geschlechte wohlgehen. Diesen tief und herzig empfundnen Wunsch spricht die treue Stadt Nudelburg mit desto größeren Hoffnungen aus, als sie nicht zweifelt, das allgeliebte Oberhaupt werde ihre, durch gemeldete Feier um den Staat erworbene Verdienste nicht ganz außer Acht lassen, vielmehr, durch gelegentlich der wohlgesinnten Bürgerschaft mild ertheilte Freiheiten, und gnädigste Standes- und Ge-

haltserhöhungen; den treupatriotischen, durch die mit vollen Zügen getrunkenen Gesundheiten so ausgezeichneten, wackeren, unterthänigsten Beamten, neue Veranlassungen zu dankbar freudigen, vaterländischen Gefühlen, huldreich darbieten.

Anekdoten.

Ein Tonkünstler hatte ein Singspiel in Musik gesetzt, das probirt wurde. Es kamen manche schwierige Sätze für die Oboe darin vor, und als der Mann im Orchester, dem sie anheim fielen, sie mit Fertigkeit und Geschmack ausführte, rief ihm der gegenwärtige Tondichter bravo zu. Schnell zog diesen der Musikdirektor des Theaters bei Seite und bat ihn: um Gotteswillen nicht bravo gesagt, sonst kömmt er morgen um Zulage ein.

Aehnlich ist folgende eben so wahre Begebenheit. Eine junge schöne Sängerin spielte auf einer großen Bühne Gastrollen, und da sie

gefiel, nährte man den Wunsch, sie anzustellen. Einige Poeten, die Lobsonnette auf sie verfertigt hatten, wollten diese in öffentlichen Blättern abdrucken lassen. Das erfuhr Jemand von der Theaterdirection und bat jene dringend, diesen Entschluß aufzugeben, weil die Sängerin sonst gleich einige hundert Thaler mehr fodern würde.

Vor nicht langer Zeit gab der musikalische Eunuch, Herr Tombolini, ein Conzert in Berlin. Eine Abendgesellschaft, welche sich dort befunden, sprach von seiner Kunst, der man viel Lob zutheilte. Eine junge Dame hingegen nahm das Wort: sie müssen doch eingestehn, daß Herr Tombolini nichts in der Tiefe leisten kann.

Das Mährlein vom Schönheitorden.

Vor Zeiten gabs ein Amazonenland, darin herrschte eine mächtige, weise Königin. Hieß sie schon nicht Penthesilea oder Thalestris, war ihr Name dennoch berühmt worden. Auch von ihrem Reiche erzählten die Menschen einander viel, und kamen aus weiter Fremde, es zu sehen. Denn schön waren die Frauen dort. Ihre Königin trug für die Erziehung gute Sorge, damit alles schlank und ohne Mackel in die Höhe wüchse, ließ allerlei gute Salben und Waschmittel brauchen, und bewahrte die Mägdlein vor entstellenden Krankheiten.

Doch als sie gestorben war, begunnte die Schönheit im Amazonenlande abzunehmen.

Viel krüppelhafte Zwerggestalten wanderten umher, man sahe verzerrte Gesichtzüge und krumme Glieder, manche zarte Haut war mit Gruben und Rissen übersäet. Dennoch sprachen sie stolz: wir sind die schönen Amazonen, und Dichter sangen von Strahlenaugensternen und Morgenlichtwangenblüthen.

Es gab aber einige kluge Frauen, die sprachen also: die Schönheit welkt und falbt unter uns, daran seid ihr auf mannigfache Weise schuld. Nicht verstehet ihr mehr die Schönheit zu pflegen. Vor Allem reißt die Blatternseuche ein, und ihr ruft keine Impfanstalten zu Hülfe. Wachet und sorget, oder es wird endlich ganz um die Schönheit im Amazonenlande gethan seyn.

Aber man spottete der klugen Frauen, schalt sie auch und sagte: ihr liebt das Vaterland nicht; würdet ihr sonst tadeln, was daheim geschieht?

Wohl lieben wir das Vaterland, riefen Jene, möchten seinen alten Ruhm der Schönheit nicht untergehen sehn, darum mahnen wir euch besorgt.

Aber es hörte sie Niemand. Geschmäht, verfolgt wurden sie nur, und Gleisner fuhren fort, von Rosentinten zu reden, wo nur Citronenfarben, die Wahrheit sah.

Endlich brach wüthend eine böse giftige Blatternpest herein. Nur wenige Amazonen hatten die Schutzimpfung an sich vorgenommen. Elendig erging es der Menge. Schaaren sanken in Tod. Was leben blieb, trug mehr oder minder schauderhafte Zeichen der reitzeverheerenden Krankheit an sich. Eine Amazone hatte das Gesicht verloren, die andere war garstig mit Narben bedeckt, wieder eine andere trug einen lebenslang offnen Schaden davon, genug, es war im Lande nichts seltner worden, als Schönheit.

Die klugen Frauen wurden noch mehr gehaßt, statt man sie hätte achten sollen, weil sie die Verwüstungen, welche die Seuche anrichtete, nur zu pünktlich vorhergesagt hatten. Aber ihr Anblick erinnerte die alten Feindinnen an das eigne Unrecht; ihre Beschämung zu gestehn, dazu waren sie zu eitel und kleinlich gesinnt, sie schmähten und verfolgten also jene noch mehr, als es zuvor geschehen war.

Die Königin, welche dermalen auf dem Throne saß, wollte dem Lande herzlich wohl, glaubte das Beste von ihren Räthinnen, hörte gern der Amazonen Lob. Das hatte man ihr reichlich in vorigen Zeiten gemeldet, von Verwitterung ihrer Schönheit dagegen und von den Gefahren, die noch mehr sie bedrohten, kein Jota verlauten lassen. Auch hatten die prophetischen, zeitiges Abwenden des Uebels empfehlenden Reden der klugen Frauen ihr Ohr nicht erreicht: die vertrauten Räthinnen ließen dahin nur dringen, was angeneh=

men Eindruck machte. Desto bestürzter ward die Gute, als sie des Elends so viel auf ihre Amazonen hereinbrechen sah.

Jetzt stellte man allerhand Betrachtungen an, wie die Häßlichkeit doch möchte nach und nach auszutilgen seyn, auf daß in allen fernen Landen, die verunstalteten Amazonen wiederum könnten reizend genannt werden.

Die Räthinnen wußten der Mittel viele, denn schier thaten sie, als hätte ihr Mund die Weisheit nun mit Löffeln gespeiset. Es wurde auch auf ihren Antrag ein

Schönheitorden

gestiftet, und verschiedentlich in großer Zahl ausgetheilt. Man sahe allerhand belobigende, schmückende Ehrenzeichen, als: ein Band für Augenfeuerstrahlen, ein Band für Rosenwangengluten, ein Band für Lippenpurpur, ein Band für Hautlilien, für zederschlanken Wuchs, für Griechinnenprofile und was dem mehr war. Nun sagten jedoch die klugen Frauen

wieder, ingleichen die Fremden, welche das Amazonenland besuchten, oder auch daheim erfuhren, was dort vorging: wie ziemt es doch, Schönheitpreise so freigebig auszutheilen, da man der Schönheit so wenig gewahrt? Allein die Räthinnen merkten nicht darauf, sondern versicherten die Königin — welche ja nicht selbst alle Amazonen prüfend anzublicken vermochte — es gäbe im Lande, der Schönheit noch genug. Auch empfahlen sie ihre Verwandten fleißig zu den neuen Orden und da begab sichs denn wohl, daß den zahnlosen welken Mund einer alten Amazone, das Band für Lippenpurpur zierte; daß eine grausend von den Blattern zerrissene und zerfetzte Andere den Lohn der Lilienhaut davon trug, krumme Beine sich durch den Preis der Zederschlankheit und triefend blöde, rothumsäumte Augen sich durch das Emblema der schönen Blickefeuerstrahlen ausgezeichnet sahn. Alles das war kurios zu schauen, und hätte

es wenig befremden mögen, so darob allerhand Kurzweil laut worden wäre. Es gab inzwischen auch hie und da ein wirklich hübsches Mägdlein, nicht von der bösen Seuche ergriffen, und anmuthig im frischen Jugendreiz, doch nicht leicht empfing solche ein Zeichen des Schönheitordens, weil die Muhmen der Räthinnen, nach Gebühr und in vielen Landen üblicher Sitte, den Vorzug hatten. Und geschah es dennoch einmal, daß eine von den Muhmen entweder auch wirklich schön war, oder ein ander Mägdlein, dessen Lieblichkeit dem Volke auffallen mußte, daß es fragte: warum schmückt ihr dies Mägdlein nimmer? daß solch schmuck Mägdlein auch eine Zier empfing, so mußte etwas an seiner Schönheit verborgen werden, durch einen Schleier, oder wohl gar etwas davon vertilgt. Denn zu tief in Schattendunkel hätten sonst die alten, oder gebrechlichen, oder sonst verunglimpften Muhmen, gegen die frisch jugendlich makellose An-

muthigkeit da gestanden. Weislich hatten die Räthinuen das so ersonnen. Nun, das Märlein ist aus, wir enden es nach altem Brauch und sagen: wenn die Amazonen nit storben sind, leben sie bis auf den heutigen Tag und setzen gutmeinend hinzu: .

sollten sie noch leben
als wünschen wir,
der Himmel mög dem ganzen Revier
die alte Schönheit bald wieder geben.

Freie Uebersetzung.

Der Kaiser *** langte, bei einem siegreichen Feldzuge, in einer nicht kleinen Stadt an, war aber mit verschiedenen dortigen polizeilichen Einrichtungen unzufrieden. Der Stadtpräsident mußte vor ihm erscheinen, und da er sich im Französischen wenig bewandert zeigte, des Monarchen Adjudant dollmetschen. Der

Kaiser fing an: Monsieur, je m'étonne bien, que — — —

Nun folgten Beschwerden über manches, das man zum Empfang der fremden Truppen vorgekehrt hatte.

Frei übersetzte nun der Adjutant, der Kaiser sagt: sie müßten ein sehr dummer Präsident seyn, weil u. s. w.

Vertreten der Zunft.

Bei einer Stadt, welche damals seit einem Menschenalter den Krieg nicht in ihrer Nähe gesehen hatte, langte eine feindliche Heerabtheilung an. Der General ließ den Bürgermeister zu sich entbieten, und verlangte in einigen Stunden Fleisch für seine Truppen. Das wird nicht angehen, versetzte die Magistratsperson, es ist Ew. Excellenz vermuthlich nicht bekannt, daß wir nur fünf Schlächter-

meister zählen. So mögen ihnen Andere helfen, sagte der General ungeduldig. Ach, rief der Burgermeister, die Zunft hat ihre Gerechtsame, Niemand darf schlachten, als sie.

Fürst N. N. und der Marionettenspieler.

(wirklich gepflogene Unterhaltung in einer am Rhein belegenen Stadt.)

Fürst.

Ich hob den Herrn rufen lossen —

Marionettenspieler.

Eine große Ehre, Ihr Hochfürstliche Gnaden —

Fürst.

Kann mir der Herr nit den Abens wos aufführen, so halt für mich und meine guten Fraind, aber nicks Geschaits, das sehn mir in

*** genug. Wos Sauhaftes, recht wos Sauhaftes. Wo doller, wo lieber.

Marionettenspieler.

Ihr Hochfürstliche Gnaden — das will ich recht gern, allein — die Polizei —

Fürst.

Ei wos, ich bring halt die Polizei selbst mit hinein. S'ist Krieg, da wird mer sich an die Polizei kehren.

Marionettenspieler.

Wenn das ist, stehe ich zu Befehl.

Fürst.

Wos hat der Herr denn so von Schweinereien?

Marionettenspieler.

Ich wüßte nichts als Kasper den Malerjungen,

Fürst.

Wie ist das Stück?

Marionettenspieler.

Ja, er — besudelt's Hemd —

Fürst.

Das ist gut, recht gut. Das Stück führ' mir der Herr auf.

Miszellen.

Kurzer Auszug einer berlinischen Chronik vom 19ten und 20sten Jahrhundert.

1830 wurden die Daumschrauben und 1840 die Nägelsplitter und Spannleitern wieder eingeführt, da man sich zeither bei Peinfragen allein der Peitsche und Tröge bedient hatte.

1850 nahm die große Judenverfolgung ihren Anfang.

1865 entspann sich der bekannte Religionskrieg zwischen den nördlichen und südlichen Deutschen, den nach manchem blutigen Jahre und nach Verheerung der blühendsten

Provinzen, ein — obwohl schlecht gehaltener — Friede endete.

1890 hatte die schon von den Großvätern angeregte Liebe zum sogenannten Mittelalter, durch ihren langen Fortgang neue Raubburgen entstehen lassen, welche jedoch von den landesherrlichen Kanonen bald zertrümmert wurden. Dafür entstand bald hernach eine Vehme.

1901 wurden in Berlin auf dem neuen Markt, zu großer Erbauung der Andächtigen, zwei Hexen verbrannt. Ein Rechtsgelehrter hatte sie vertheidigen wollen, das Volk ihn aber gesteinigt.

1920 führte man die Inquisition zu Berlin ein, die auch gleich etliche Männer, bei denen die Schriften Friedrichs II., Kants und Rousseaus gefunden worden, enthaupten ließ.

1929 brach ein bürgerlicher, höchst blutiger Religionskrieg an den Ufern der Oder und Spree aus. Die Generale der Herrnhuther

erfochten manchen Sieg und verschafften ihrer Sekte eine entschiedene Obergewalt.

1940 wurde ein berühmter Fürst ermordet, weil er ein Duldungsgesetz für alle Religionen hatte ausgehen lassen. Ein bürgerlicher Krieg folgte, worin man gegenseitig sich unter grausamen Martern tödtete. Bei einem langsamen Feuer mußte ein Geistlicher braten, weil er gesagt hatte: alle Wehen, seit mehr als einem Jahrhunderte, drückten die Menschheit, weil man zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wieder in die alte Barbarei zurückgeschritten sei.

1959 ließ die Berliner Inquisition einige tausend aufgefundene heimliche Juden mit Kartätschen niederhageln und bereicherte sich unglaublich an ihren eingezogenen Schätzen. Sie beschloß einen Theil davon zum nächsten Kreuzzuge — wovon seit einigen Jahren die Rede ging — anzuwenden.

1961 wurde abermal zu Berlin eine Hexe verbrannt.

1970 ging der Plan, die Wasser- und Feuerproben wieder bei den Gerichten einzuführen, endlich durch.

1978 verkaufte man einige Tonnen Ablaß in Berlin. Weil die Summe einem neuen Kreuzzuge bestimmt war, gab es keine unruhigen Auftritte, wie man erst fürchtete.

1981 brannten in einer großen Feuersbrunst zu Berlin, das Jesuiterkollegium, ein Kapuzinerkloster, die Kartheuserabtei, ein Nonnenkloster und das Missionarenhaus für die Bekehrung in Japan, ab.

1987 entstand die blutige Empörung der Landleute wegen der so harten Leibeigenschaft. Drei Jahre wüthete der Bauernkrieg und fand nun in einer allgemeinen Hungersnoth, die von den unbestellten Aeckern herrührte, sein Ziel.

1991 brach eine Pest aus.

2000 zog endlich halb Europa gen Morgenland, um Jerusalem zu erobern. Die Frommen jubelten, daß man nach den Bemühungen zweier Jahrhunderte endlich wieder auf der Stelle angelangt sei, wo sich die Christenheit vor zweitausend Jahren befunden habe.

Achtung der großen Genies gegen einander.

Ein genievoller Dichter ernster, und schöne Moral lehrender Schauspiele fuhr aus einer bekannten, prachtvoll gebauten Stadt, durch einen Park, nach einem mit einem Lustschlosse versehenen Städtchen. Er war von einem jungen Menschen, der die Welt noch nicht kannte, begleitet. Im Park begegnete ihm ein Wagen, worin der berühmte genievolle Schauspiel- Lustspiel- und Trauerspieldichter von * * * saß, der sich damals, für einige Zeit in der großen Stadt aufhielt. Wie beide sich erblickten, rissen sie die Wagenfenster nieder, steckten die Häupter zu den Schlägen hinaus, und grüßten sich, mit der freundlichsten, ach-

tungsvollsten, artigsten Höflichkeit. Als die Wagen aneinander vorüber waren, ballte jedoch der moralische Schauspieldichter die Faust, blickte dem anderen großen Genie nach, und sagte: du infamer Racker! Was jener gesagt oder gedacht haben mag, ist nicht bekannt. Gedachte unvorsichtige Kundmachung des inneren Gefühls erfuhr man hingegen durch den Jüngling, der sie unbefangen einem guten Freunde mittheilte und sich nicht genug darüber verwundern konnte. Den guten Freund aber befremdete die Sache gar nicht.

Zarter Ausdruck

eines, um die Weichheit und den Wohlklang unserer deutschen Sprache, hochverdienten Mannes.

Friedrich Wilhelm II. verwandelte die Bühne des Herrn Döbbelin in ein deutsches Nationaltheater. Der berühmte Philolog Engel und der eben so berühmte lyrische Poet Ramler, dessen Dichtungen eine solche Feinheit, einen solchen Adel der Gefühle athmen, empfingen die Aufsicht darüber. Es währte demungeachtet nicht lange, so vertrugen die Berühmten sich schlecht. Engel hätte sich gern die Alleinherrschaft zugeeignet, legte dem andern manches in den Weg, suchte ihm das Geschäft zu verleiden. Dieser kannte jedoch

den Werth seiner damit verbundenen erhöhten Einkünfte. An einem Morgen hatte es bei der Theaterprobe auch Mißhelligkeiten gegeben. Engel ging, Ramler blieb noch und sagte, so daß einige Mitglieder des Orchesters es hörten: Eh! Mein Kollege denkt, ich soll den Abschied nehmen, aber ich werde ihm was sch———n!

Aufrichtigkeit.

Ein Schauspieldirektor hatte von einem angehenden Theaterdichter ein Lustspiel zur Aufführung erhalten, und auch selbst eine Rolle darin übernommen; zudem in einem Briefe ganz ausserordentlich viel Schmeichelhaftes zum Lobe der Arbeit gesagt. Es mußten einige kleine Kompositionen dazu gefertigt werden, die man dem Vorsteher des Orchesters übertrug. Der Schauspieldirektor sprach mit ihm darüber und drückte seinen Wunsch, sie schlecht zu sehen, mit

folgenden Worten aus: Sie werden doch zu dem Zeuge nichts Gutes setzen? Zwischen den Kulissen hatte Jemand das behorcht und hinterbrachte es dem Dichter, der sich gar nicht wunderte.

Briefwechsel
zwischen einem Autor und seinem Verleger.

Erster Brief.
Buchhändler Peter an den Schriftsteller Hans.

Ew. Hochedelgebornen muß ich anzeigen, und zwar zu meinem tiefen Leidwesen, daß ich, bei dem von Ihnen in Verlag genommenen Roman, einen sehr kläglichen Absatz finde. Auf der Messe ist beinahe alles zurückgekommen, und hier im Orte sind nicht mehr als zwei Exemplare, an Leihbibliotheken, verkauft worden. Ich dachte gleich, es würde mit dem Artikel mir übel gehen, auch warnte ein guter Freund,

dem ich das Manuscript zum Durchsehn zugestellt hatte, mich dringend, es nicht zu nehmen, weil nichts daran sei. Weil indessen Ew. Hochedelgebornen so quälten, und es um so wohlfeilen Preis gaben, ließ ich mich endlich bewegen und unternahm den Verlag auf gut Glück. Nur zu schlecht zeigte sich der Erfolg, und werde ich künftighin mich klüglich vorsehen, daß ich mich nicht wieder mit Ihren Geisteswerken bemenge. Dies sage ich Ihnen zur Nachricht, weil ich in Erfahrung gebracht, daß Sie in einer Tabagie gesagt haben: in etlichen Wochen sei abermal ein Roman Ihrer Arbeit vollendet, den Sie wieder in meinen Verlag geben würden. Bemühen Sie sich ja nicht, denn ungelesen wird das Zugesandte sogleich wieder in Ihre Hände gelangen. Sinnen mögen Sie vielmehr, wie man den Roman noch einigermaaßen gangbar machen könne, und nach allen Ihren Kräften hiezu beitragen. Auf Gewinn verzichte ich mit Freuden; zu meinen baaren

Auslagen möchte ich nur wieder gelangen.
Hiezu erwartet Ihren thätigen Beistand

Ew. Hochedelgebornen
ergebenster Peter.

Zweiter Brief.

Schriftsteller Hans an den Buchhändler Peter.

Ew. Hochedelgebornen möchten wohl, sehe ich, daß Ihnen die Autoren, bei Wasser und Brod, Champagner und Tokaier gewännen. Nicht wahr, es müßte eine behagliche liebe Sache um den Buchhandel seyn, wenn man die Romane um ein Spottgeld an sich bringen könnte, und die Käufer gleich in Schaaren zuflögen, wie ehedem bei J. J. Rousseaus Heloise; daß man nichts zu thun hätte, als eine Auflage nach der anderen zu veranstalten. Ein Unterfangen nenn' ich es, mir, nach ei-

nem so lumpigen Honorar, wie Sie es zahl-ten, noch Vorwürfe über die unbedeutende Gangbarkeit meiner Schrift zu machen. O! Nur gute Preise dem Autor entrichtet, und man wird Ihnen preiswürdige Geisteszeugungen in die Hand geben. Befolgen Sie diesen sinnigen Wink, gutmeinend ertheilt von

Ew. Hochedelgebornen

ergebenstem Hans.

Dritter Brief.

Buchhändler Peter an den Schriftsteller Hans.

Also für meinen guten Willen, für meinen harten Schaden, noch unangenehme Briefe von Ihnen? Also das Honorar war nicht genug? Zu viel, leider viel zu viel, da es

auf die Straße geworfen ist. Wäre ich so thörigt gewesen, noch mehr zu bezahlen, hätte ich auch einen noch ansehnlicheren Posten in mein Verlustconto schreiben müssen. Der Himmel bewahre mich künftig vor Ew. Hochedelgebornen, und allen, Ihnen ähnlichen, Buchmachern, bei welchen ein Kaufmann, der ihre Waare vertreiben soll, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen möchte. Demungeachtet war es mir in meinem letzten Schreiben nicht darum zu thun, Ew. Hochedelgebornen mit Vorwürfen anzugehn. Was könnte es mir helfen; ich habe mir selbst wohlverdiente zu machen, daß ich mich, unbedachtsam leichtsinnig, mit Ihnen in Geschäfte verwickelte. Den Hauptpunkt in meinem Briefe, haben Sie, wie es scheint, ganz übersehen. Ich verlangte billig von Ihnen, daß Sie nachsännen, wie Ihrem Buche, das mir wie Blei daliegt, wohl einiger Absatz zu verschaffen seyn möchte, und foderte Sie auf, selbst Hand ans

Werk zu legen. Dieses wohlbefugte Ansinnen erneut hiemit

Ew. Hochedelgebornen

ergebenster Peter.

Vierter Brief.

Schriftsteller Hans an den Buchhändler Peter.

Ew. Hochedelgebornen muß ich einmal die Versicherung ablegen, daß ich weit entfernt bin, an den geringen Absatz des, Ihnen von mir in Verlag gegebenen, Romans zu glauben. Erfahrung hat mich lange unterrichtet, wie, in solchen Fällen, die Herren litterarischen Kaufleute es zu machen pflegen. Und wenn Tausende von Exemplaren gehen, immer nicht genug, stets Klage. Dann aber ist auch, zum Vertrieb der eben benannten Schrift, das Nöthige keinesweges geschehen. Sie ist nicht in

Journalen und Zeitungen hinlänglich bekannt gemacht worden. Darf man hoffen, das Publikum solle kaufen, wenn es vom Daseyn einer neuen ästhetischen Erscheinung keine Wissenschaft empfängt? Und allerdings wohl nicht genug mit einer trockenen Anzeige: die Lesewelt muß zugleich erfahren, von welchem Belang und Gehalt das Produkt sei. Ihr Geiz versäumt Maasregeln, die einmal bedingt sind, und empfinden Sie die nachtheiligen Wirkungen davon, beklagen Sie sich, statt sich anzuklagen. Hiebei ist von aller Schuld rein

Ew. Hochedelgebornen

ergebenster Hans.

Fünfter Brief.

Buchhändler Peter an den Schriftsteller Hans.

Der Roman ist in den hiesigen politischen Zeitungen, demnächst in den Intelligenzblättern aller Journale, denen solche angehängt sind, angezeigt worden. Nicht unbedeutende Kosten habe ich darauf gewandt. Weitläuftige Rezensionen vermied ich, nicht, um an den Druckgebühren zu sparen, sondern, weil ich Niemand finden konnte, der den gemeinten Roman rezensiren wollte. Meine guten Freunde unter den hiesigen Schriftstellern gaben zur Antwort, als ich ihnen zumuthete, etwas zu seinem Lobe aufzusetzen: sie könnten unmöglich eine so unentblödete Stirn zeigen. Ich dachte nun, Ew. Hochedelgebornen Name würde Einiges thun, habe jedoch eine sehr klägliche Wirkung davon gespürt. Und jene Rezension in der allgemeinen Jenaischen Lit-

teraturzeitung, die Ihren Roman so unbarmherzig mit schneidendem Spott herabwürdigt, hat vollend alles verdorben. Sie aber legten von dem Augenblicke an, wo Sie das Honorar eingestrichen hatten, die Hände in den Schooß. Alle Schuld liegt an Ihnen nicht an

Ew. Hochedelgebornem
ergebenstem Peter.

N. S. Haben Sie etwa die Rezension nicht gelesen? Ihr Buch wird da für das elendeste Schmiererprodukt erklärt, das seit Jahren den vaterländischen Helikon besudelte. Der Plan, sagt Rez. sei ohne Erfindung und Einbildungskraft entworfen, ohne Zusammenhang geordnet, und mit erbärmlicher Stümperei ausgeführt. Die schlechtgezeichneten und nie festgehaltenen Charaktere bewiesen deutlich, wie dem Verfasser alle Menschenkunde, aller Beobachtungsgeist fehlten, gröblich hätte er sich dabei an Natur und Wahrscheinlichkeit ver-

sündigt, und demnungeachtet hätte er nicht einmal diese Charaktere selbst erdacht, vielmehr sie aus längst bekannten Werken gestohlen, und den Raub weder zu verstecken noch geschent zu benutzen gewußt. Gleichermaaßen sei der matte, ohne allen romantischen Sinn vorbereitete, Ausgang, ohne alle Neuheit, man hätte bereits hundertmal ihn so in alten Schmöchern gefunden, worunter dedoch der schlechteste nicht so klägliche Nebenbehelfe, um Wirkung hervorzubringen, enthielte. Das unzarte Gefühl, der bis zum Ekel verdorbne Geschmack in Stil und Vortrag, der nach Bierbänken riechende gemeine Pöbelwitz, den man eingemengt fände, würden allein von der unbeschreiblichen Langenweile übertroffen, welche das Buch verursache. — Dies ist der Inhalt jener Rezension. Ich gratulire Ew. Hochedelgebornen dazu.

Sechster Brief.

Schriftsteller Hans an den Buchhändler Peter.

Es berührt mich wenig, oder vielmehr gar nicht, was die Jenaische Litteraturzeitung von meinem Roman gesagt hat. Das ist oft Neid, weil der Rezensent auch in dem Fache arbeitet und seine Erzeugnisse nicht beliebt werden sieht, wobei seine eigensüchtige Konsequenz ihm dringend empfiehlt, so viel, als er nur vermag, dazu beizutragen, daß glücklichere Romandichter ihre gelungenen Werke in den Staub getreten sehn. Das alles kennet man hinlänglich. Bisweilen ist auch so eine Schmähkritik die Geburt einer heimlichen Privatfeindschaft; es hat der Rezensent vielleicht in einer satyrischen Zeichnung das eigne, wohlgetroffene Bild gesehn, oder es haben moralische Bemerkungen sein Gewissen verwundet; nun strömt das Rachegift in einer niedrigen verläumderischen Beurtheilung des Werkes aus.

Zudem kann er um desto frecher schimpfen, als er ja seinen Namen nicht nennt. Solche Kritiken schaden auch keinesweges, nützen vielmehr. Hätten Sie aber nicht allein der Expedition, neben einem sehr höflichen Anschreiben, einige Exemplare zugefertigt, sondern auch einen der Rezensenten auszumitteln gesucht, welchem an jener Zeitung die Beurtheilungen der Romane zugetheilt sind, und auch diesen durch Artigkeiten und Exemplare gewonnen, so wäre vermuthlich an die Stelle der hämischen Kritik, eine eben so schmeichelhafte getreten. Zum wenigsten hätte man den bellenden Cerberus an den Pforten der litterarischen Verdammniß, einschläfern können. Nicht minder hätten Sie bei den übrigen gelehrten Zeitschriften klug zu Werke gehn müssen. Aber Sie haben nicht Lust zu säen und verlangen demungeachtet ergiebige Erndten. Da kann Ihre Verblendung nur bemitleiden Ew. Hochedelgebornen

ergebenster Hans.

Siebenter Brief.

Buchhändler Peter an den Schriftsteller Hans.

Wenn Ew. Hochedelgebornen denn so genau wissen, auf welche Art Buchhändler zu ihren Absichten gelangen können, so geben Sie mir noch an, was bei Ihrem Buche zu thun übrig bleibt. Ich will es befolgen, auch, weil ich einmal so viel in die Unternehmung gesteckt habe, einige neue Kosten nicht scheuen. Baldige Antwort hofft

Ew. Hochedelgebornen

ergebenster Peter.

Achter Brief.

Schriftsteller Hans an den Buchhändler Peter.

Ew. Hochedelgebornen kann ich nicht hehlen, daß meine Zeit sehr beengt ist, und so

ein weitläuftiger Briefwechsel meine übrigen Geschäfte mit sehr empfindlichem Nachtheil unterbricht. Ich muß nothgedrungen die Bitte hinzufügen, mich damit künftig zu verschonen. Weil ich Offenheit liebe, mögen Sie auch erinnert seyn, daß jener von Ihnen mir gezahlte Ehrensold nicht von dem Belang war, daß ich noch mich zeitraubenden Nebenbeschäftigungen seinetwillen hingeben könnte. Mit einem Worte, es ist für das Geld genug geschehn. Rathen, ohne allen Zweifel angemessen rathen, könnte ich Ew. Hochedelgebornen wohl, auch selbst in der Sache wirksam auftreten, doch aus reiner Gefälligkeit mich dahin zu verstehn, bin ich um so weniger gesonnen, als Sie sich auf meinen dienstwilligen Eifer keine Ansprüche erworben haben. Ganz unumwunden; übersenden Ew. Hochedelgebornen mir einen Friedrichsd'or — doch voraus, anders nicht — so will ich mit Rath und That Ihnen so an die Hand gehen, daß alle Ihre Wünsche noch über-

troffen werden sollen. Hierauf giebt sein Wort.

Ew. Hochedelgebornen
ergebenster Hans.

Neunter Brief.

Buchhändler Peter an den Schriftsteller Hans.

Ganz Ew. Hochedelgebornen Verlangen zu begegnen, fühle ich mich in diesem Augenblick nicht im Stande, weil mich Geldmangel empfindlich heimsucht; doch folgt ein halber Friedrichsd'or anbei. Sollte in Erfüllung gehn, was Dieselben so bestimmt zusagen, wird den Rest dankbar nachzahlen

Ew. Hochedelgebornen
ergebenster Peter.

Zehnter Brief.

Schriftsteller Hans an den Buchhändler Peter.

Ew. Hochedelgebornen geehrtes Billet mit dem halben Friedrichsd'or ist mir richtig zugekommen, und eile ich nunmehr, Denenselben gefällig zu seyn. Indessen bitte auch, meinem Plane in allen Stücken nachzuleben. Hier folgt er:

1) Lassen Sie ein neues Titelblatt für meinen Roman drucken und darauf setzen: zweite unveränderte Auflage. Ehe dies jedoch geschieht, bringt Jemand, der aber im Komtoir der politischen Zeitung ja unbekannt seyn muß, folgendes Inserat dahin, verlangt das Einrücken und bezahlt die Gebühren.

   Viele Freunde und Bewunderer des allgemein beliebten Dichters, Herrn Hans, so durchdrungen von dem lebhaften Vergnügen, das ihnen die Lesung seines vortrefli-

chen Romans: Liane, gegeben hat, als dankbar für alle daraus geschöpfte wichtige Belehrung, fodern bittend ihn auf, dem Lesepublikum bald wieder ein ähnliches geniaslisches Produkt zu schenken, dem von vielen Seiten um desto freudiger entgegengesehn wird, als ein sehr angenehmes Gerücht ihnen bereits Hoffnung dazu machte.

B***. — v. L*****. — Emilie v. S. — H*** und seine Freunde N. P. S. u. s. w.

2) Einige Wochen später kündigen Sie die zweite Auflage folgendergestalt an: Bei Peter in *** ist eben erschienen: Liane, ein Roman von Hans. Zweite unveränderte Auflage. 8. Pr. 1 Rthlr. 8 Ggr. Das schnelle Vergreifen der ersten Auflage nöthigte den Verleger, in eiliger Besorgung einer neuen, den vielen Wünschen derjenigen zu begegnen, welche dies schätzbare hohe Kunstwerk besitzen wollten, und es nicht

mehr in den Buchläden fanden. Man hat sich bemüht, den neuen Abdruck jenem älteren vollkommen nachzubilden.

3) Vierzehn Tage später senden Sie beikommenden Aufsatz in die hiesige Zeitung und lassen ihn auf ihre Kosten einrücken.

Rezension.

Liane, ein Roman von Hans. * bei Peter.**

Nie entsinnt Ref. sich, mit einem ähnlichen Vergnügen — er möchte noch sagen mit einem gleichen Stolz — die Feder in seine Hand genommen zu haben, als jetzt, wo er daran geht, sein Urtheil, oder vielmehr seine Entzückungen über eine Darstellung auszusprechen, welche den gerühmtesten, in dieser Art bekannten, mit allem Rechte an die Seite gesetzt werden muß. Ja, Liane, in dem zarten Kunstäther, den sie haucht, in dem lebendigen Leben, das sie athmet, in den treffend wahren Pinselzügen, womit sie der Empfindung anspricht, in der hochfliegenden Poesie,

wodurch sie die Leser zu ihren heiteren lichten Gipfeln hinanhebt, übertrifft noch Alles, was zeither an romantischen Dichtungen erschien. Man weiß nicht, soll man das kräftige Genie, womit der — von ächtem Griechensinn durchdrungene — Verfasser seine Totalität dachte, oder das vielseitige, durch tiefe Gelehrsamkeit unterstützte, durch eben so fleißige als glückliche Kunstübung aus herrlichen Blüthenanlagen fruchtbar entfaltete, Talent mehr bewundern, das nun die Hauptidee so meisterhaft ausspann. Welch ein Plan der Geschichte! Steht er dem in den Wahlverwandschaften nach? Welch eine gediegene kernhafte Sprache! Rez. kennt noch kein vorhandnes Beispiel, woran Liane in diesem Betracht zu halten wäre; Liane giebt selbst ein neues Vorbild zum Nachahmen, ob man gleich alle Köpfe vom zweiten Rang ernst abzumahnen hat, die Lösung einer solchen Aufgabe zu versuchen. Welche Menschenzeichnung, welche Leidenschaftsbilder, welches tiefe

Gefühl! Weht uns hier nicht Shakesspear- scher Geist zu? Und welchen hochgeläuterten, aus allem Feinen das Feinste hebenden Ge- schmack offenbart, neben der edelsten herzigsten Gemüthlichkeit und dem eindringendsten Geist, Herr Hans. Zwar hört man, daß eine Un- ke aus ihrem Schlamm gegen den großen Hans gerufen hat, doch werden aller hohen Genialität, wie Jean Paul sagt, im An- fang Dornenkrone geflochten, die goldnen und die aus Lichtstrahlen gewobenen, folgen aber; sollte auch die Nachwelt erst sie reichen. Un- ser Hans wird jedoch nicht erst auf die Enkel hoffen dürfen, schon achtet, ehrt, erhebt ihn die Mitwelt. Glück wünschen sich die Zeitge- nossen, ihn unter sich zu sehn; wer nur auf Bildung Ansprüche macht, hat auch sein Buch in seinem Schrank; es war längst eine Zierde der Damentoiletten. Reissend ging die erste Auflage weg; wer das unvergleichliche Werk noch nicht besitzt, eile es sich anzuschaffen,

denn in Kurzem wird auch die zweite Auflage vergriffen seyn. Rez. endet mit einem frohen Glückwunsch an Deutschland

zu diesem neuen Glanz
in seinem Sternenkranz.

Ew. Hochedelgebornen müssen einsehn, daß eine Rezension, wie diese, ihre Wirkung gar nicht verfehlen kann. Denn wer nicht zu den Ungebildeten gezählt seyn will, muß nun das Werk lesen. Freilich werden es viele Ungebildete thun, damit sie nur vor andern, oder auch sich selbst, als Gebildete prunken können, doch immerhin, desto vortheilhafter ist, in diesem gewiß eintretenden Fall, Ihr Absatz.

4) Etwa drei oder vier Wochen später senden Sie folgendes kleine Gedicht in die Zeitung:

An Hans.

Ach für Liane
Wohl danken möcht' ich Dir in hohem Freudenwahne,

Doch hoher Geist,
Da jeder Mund Dich preist;
Würd' in des Ruhmes Hallen
Nur ungehört mein Lob verhallen.

Julie Gräfin v. ***

Mit Fleiß unterschreibe ich eine Gräfin, damit mein Buch in die höheren Zirkel dringe. Nichts bringt eine Schrift so in die Mode. Die niederen Stände folgen dann.

5) Lege ich eine Konzertanzeige bei, welche Sie als Neuigkeit der Zeitung für die elegante Welt schicken müssen. Der Herausgeber vermag sie in seinen Korrespondenznachrichten zu nützen. Versprechen Sie ihm mehr ähnliche Beiträge, doch auf die Bedingung, daß er nachstehenden Aufsatz einrückt.

In *** liest Niemand jetzt ein anderes Buch als die Liane des berühmten Hans. Das Publikum dort beweist dadurch einen treflichen Geschmack. Indessen wett-

eifern andere große Städte in Deutschland auch mit ihren Huldigungen der ungemeinen Talente, welche der große Mann allen Freunden des Schönen in jener meisterhaften Schöpfung darlegte.

Liane,

Du süße Wonne aller Musen,
O bahne
Dir einen Weg in jeden Busen!

Dies sei vor der Hand genug. Wenn Sie mir den zweiten halben Friedrichsd'or werden gesandt haben, soll mehr folgen von

Ew. Hochedelgebornen
ergebenstem Hans.

Eilfter Brief.

Buchhändler Peter an den Schriftsteller Hans.

(Ein Jahr später.)

Den Teufel habe ich von Ihrem Buch und Ihren Rathschlägen. Alle Künste halfen nicht, dreißig Thaler sind noch umsonst an die Inserate gewandt worden. Ich habe die zweite Messe so elende Geschäfte damit gemacht, als im vorigen Jahre. Nur zwölf Exemplare sind gegangen. Man lachte über die Aufsätze. In einem Journale stand bald darauf:

An Hans.

So trüb und seicht Dein Hippokrenlein springt,
Als wie Dein Eigenlob, Du Unverschämter,
stinkt.

Genug, ich habe Makulatur gedruckt, und bin nichts weniger als

Ihr ergebener Peter.

Verordnung

des Erzbischofs von *** an alle katholische Pfarrer in seiner Diöces, den Uebertritt lutherischer Poeten anlangend.

Wir ꝛc. ꝛc. thun hiemit kund und zu wissen, wie folgt. Nachdem Wir in Erfahrung gebracht, daß in dieser Zeit viele lutherische Poeten sich bei den Pfarrern der römisch-apostolischen Kirche melden, um in diese aufgenommen zu werden, jedennoch aber zu urtheilen steht, daß unsere römisch-apostolische Kirche, an solchen leichtsinnigen und wankelhaften Proseliten, die nur eitlen phantastischen Spiels wegen, und nicht aus Ernst und Ueberzeugung, sich zum Abschwur der Ketzerei entschließen,

von denen auch, falls es nur die Mode auflegte, eben so gut zu erwarten stände, sie würden sich als Muselmänner oder Juden beschneiden lassen, daß, sagen Wir, unsrer römisch-apostolischen Kirche an solchen Proseliten nichts gelegen seyn, vielmehr dieselbe sie ehe als einen Nachtheil denn einen Gewinn betrachten kann, so haben Wir nöthig erachtet und verordnen hiemit:

1) Allen Geistlichen wird es strenge untersagt, die Abschwörung der lutherischen Poeten zu empfangen, vielmehr hat man solche, wenn sie ihren Entschluß, den katholischen Glauben anzunehmen, kund machen, sogleich abzuweisen.

2) Beharrte ein lutherischer Poet jedennoch auf seinen Vorsatz, kann man allenfalls zu einer näheren Untersuchung der moralischen Qualität des Subjekts und demnächst der Gründe, aus welchen die Apostasie beabsichtigt wurde, schreiten, und davon, zu weiterer Entscheidung, anhero zu Unserm Erzbischöflichen

Stuhl, gebührende Meldung thun. Sothane Untersuchung wird folgendermaßen verhängt.

A. Das Subjekt muß aus seiner Heimath unverdächtige obrigkeitliche Zeugnisse eines moralischen Wandels und einer gewissenhaften Treue gegen seinen zeitherigen Cultus beibringen. Fehlt es hieran, muß die Abweisung unwiderruflich folgen, auch alles weitere Unterhandeln sogleich abgebrochen werden, da bei alter schlechter Treue auch die neue Kirche nicht eben einer besseren Ergebenheit sich befahren kann, und mit einem moralischen Auswurf des Kezerthumes, ihr auf keine Weise gedient ist.

B. Das Subjekt hat schriftlich die Gründe einzureichen, aus denen es sich bewogen fühlt, dem Schooß der allein seligmachenden Kirche zu nahen. Spricht es nun seinen inneren Beruf etwa durch ein Sonnett aus, oder nennt es die Inful, das Cingu-

lum, die Monstranz: die himmelaufsteigenden Weihrauchgewölke, die Madonnenbilder u. s. w., als wodurch es das Gemüth angezogen fühlte, so soll auch fortan eine Abweisung erfolgen. Denn man hat da nur auf sinnlichen Tand, nicht auf herzige Liebe und vernünftige Ueberzeugung von den Vorzügen unserer Kirche, zu schließen.

C. Ferner soll nachgeforscht werden: ob etwa ein Frauenzimmer im Spiele sei, dem zu Liebe der lutherische Poet sich entschlossen habe, katholisch zu werden. In solchem Falle ist ihm, mehr als je, alle Hoffnung seinen Zweck zu erreichen, abzuschneiden.

2) Würden hingegen löbliche Zeugnisse beigebracht, setzte das Subjekt in ungebundner, verständiger Sprache achtbare Bewegungsgründe auf, machte es glaubwürdig, daß es ihm um den Geist, nicht um die Zeichen der alleinseligmachenden Kirche zu thun sei, auch daß diese hoffen dürfe, einen tugendhaften rö-

misch-katholischen Christen in ihm zu erblicken, so soll ihm, aus einem nur zu gerechten Mißtrauen, das Alles dennoch keinerseits aufs Wort geglaubt werden. Vielmehr ein sothaner lutherischer Poet gehalten seyn, durch strenge, und jeden Argwohn hebende Proben, seinen ächten Bekehrungssinn zu beglaubigen. Diese Proben sollen in fleischlicher Kasteiung bestehn. Und zwar hat der Apostasielustige:

a. Neuntägige Fasten, einen Tag ganz, und die andern bei Wasser und Brod, zu halten.

b. Ferner sich neunmal den nächsten Calvariberg hinan, mit einer scharfen gehackten Disciplin auf den bloßen Rücken zu geisseln. Und muß dabei sein Blut reichlich strömen, zum Beweise: daß er für den Glauben leiblich zu leiden fähig sei.

3) Hat er also, zur vollkommenen Zufriedenheit des Geistlichen, den nicht mehr zweideutigen Herzensantrieb bewährt, kann davon

eine zweite Meldung zu Unserm Erzbischöfli=chen Stuhl gelangen, und behalten Wir uns dann noch vor, in die Annahme des lutherischen Poeten zu willigen, oder dafern Wir jedennoch Argwohn gegen den sich dargebotenen Apostaten hegten, die Abschwörung auszuschlagen.

4) Es soll aber solchem lutherischen Poe=ten, auch gleich noch zu wissen gethan werden, daß, im Fall Wir ja resolvirten, ihn dem Schooß unserer Kirche einzuverleiben, es immer nur unter der ausdrücklichen Bedingung ge=schehn würde, daß der Proselit, um das letzte Siegel auf seine Treue zu drücken, sogleich in ein Kapuzinerkloster ginge und dort die Ge=lübde der Armuth, Keuschheit und des Gehor=sams, sowohl andächtig ablegte, als auch, bei Strafe ewiger Einmaurung, unverbrüchlich hielte.

So ist Unser reiflich überdachter Wille, und hoffen Wir unter diesen Maaßnehmungen, ein treuer Hirt, die Heerde des Herrn am

sichersten vor aller Verunreinigung durch räudige Schäflein zu hüten.

Gegeben
in unserm Erzbischöflichen Pallast.

N. N.
Erzbischof zu ***

(L. S.)

Auf *** den großen Mann.

Man giebt Dir Stern auf Stern! O Wonne!
Läßt strahlen Dich wie eine Sonne:
Damit nicht Deine Flecken
Geblendete entdecken.

Anekdoten.

Ein vornehmer Offizier, dessen Befehle oder tadelnde Verweise, gemeinlich mit harten Worten, oder kränkenden pöbelhaften Ausdrükken, ertheilt wurden, empfing eine anderweitige Bestimmung. An dem Tage, wo er zu dieser, nach seinem neuen Aufenthalte abgegangen war, gab der Kommandant die Parole: Oxford.

Friedrich der Große war einmal mit den Regimentern zu B*** unzufrieden. Er versammelte die Generale um sich, und ertheilte dem Gouverneur jener Zeit, dem Herrn von R***, bittre Verweise. In seiner üblen Laune sagte der König, größere Strenge nöthig erachtend,

auch: Herr, greife Er durch, sei Er grob, wenn es nicht anders gehn will. Als Friedrich sich entfernt hatte, wendete Herr von R** sich betrübt zu den übrigen Offizieren. Sehen Sie, meine Herren, fing er an, so gehts immer, auf mich fällts zuletzt, ich muß leiden. Da soll ich nun grob seyn. Giebts einen gröbern, wie ich bin? Sehr artig antwortete der Herzog F***: Ich weiß keinen, Ew. Excellenz!

Artiges Gesellschaftsspiel.

Man darf es rühmen, daß in abendlichen Gesellschaften nicht mehr die Karten so häufig sind, als ehedem. Wenigstens zieht die junge Welt, Sprüchwörter- Frag- und Antwortspiele, und was dahin einschlägt, vor. Witzige Jünglinge suchen hier zu glänzen. Immer gelingt es aber nicht zartsinnig. Ref. wohnte

vor nicht langer Zeit einem solchen Spiele bei. Da fing Einer von ihnen an: Gnädige Frau, wer ist ein Feldprediger?

Man rieth falsch. Dann bedeutete jener sie: der Galgen.

O rief die Dame, mir ist, als hätte ich das schon in einem Buche gelesen. Sie müssen originell seyn.

Herr X. schien nicht viel Originalität aufbringen zu können, darum nahm Herr Y. das Wort, hielt eine Tasse unter den Tisch, und fragte eine andere Anwesende: Was ist das Madame?

Ich weiß es, entgegnete sie, Eine Unterhaltung. Richtig, sagte Herr Y, breitete nur einen Mantel auf den Tisch, und fragte wieder: Was ist das? Eine Ueberlegung, wurde ihm geantwortet.

O Sie kennen auch alles, rief Herr Y. unmuthig, doch was gilt die Wette, jetzt rathen Sie nicht.

Er nahm einen Stuhl und bewegte ihn so durchs Zimmer, daß ein Fuß nach dem andern den Boden berührte.

Man rieth fehl.

Es ist ein Stuhlgang, rief Herr Y. triumphirend.

Nun ging er zur Thür hinaus, kam wieder und erneute seine Frage. Abermal konnte man sie nicht lösen. Es war ein Abtritt, jubelte er.

Herr X. schien ungehalten, daß sein Freund glücklicher war. Er fing wieder an: Herr Bruder, Du hast wohl noch manchen Plan, aber soll ich Dir einen Querstrich ziehen?

Wohlan, sagte Herr Y.

Herr X. nahm einen Stock und hieb den Freund damit über den Rücken. Dieser zürnte. Ich rufe die Gesellschaft zu Zeugen, ob der Strich in die Länge war, sagte Herr X.

Artige Verstandesübungen.

Mittel,

in wenigen Jahren eine zahlreiche Biblio-
thek, ohne alle Kosten, zu sammeln.

Man setze sich auf den Rezensentenstuhl und mache sich furchtbar. Bald werden demüthig Buchhändler und Autoren alte und neue Werke, verehrend einsenden: in Hoffnung, sie gelobt und empfohlen zu sehn. Herr Doktor Merkel sahe in Berlin sich genöthigt, ein Repositorium nach dem andern fertigen zu lassen, und zeigte seine schwellenden Vorräthe, triumphirend, der liebenswürdigen Demoiselle N. N.

Friedensvermittelung,

angetragen dem Herrn ꝛc. ꝛc. August von Kotzebue und dem Herrn Doktor Merkel, bei Gelegenheit ihres wüthend und hartnäckig fortgesetzten litterarischen Krieges.

Art. 1.

Herr Doktor Merkel zahlt vor allen Dingen jene funfzig Reichsthaler preuß. Courant, die Herr von Kotzebue noch vom älteren Freimüthigen zu fodern hat, als welche eigentlich die Helena sind, um die Priamos und Agamemnon zerfielen, dem Herrn Gegner zurück.

Art. 2.

Weil aber zu vermuthen steht, der Herr Doktor Merkel werde eine solche Zahlung

aus Wirthschaftlichkeit nicht leisten wollen, so schlägt man demselben, weiter unten, eine reichliche Entschädigung vor.

Art. 3.

Herr von Kotzebue bewirkt, so schnell als möglich, daß seine Frau Gemahlin ein Kind zur Taufe sende, und übermacht dem Herrn Doktor Merkel sodann eine Ladung zur Pathenstelle. Weil schon vor sechs Jahren eine Gevatterschaft, die damals bereits mit Zorn gegen einander tobenden Schriftsteller besänftigte, so ist kein Zweifel vorhanden, sie werde auch dermalen einen Oelzweig pflanzen. Und wie im bekannten vielangesehenen Kupferstich, Herr Doktor Merkel, über dem Sarge des seligen Hofrath Spazier, mit Herrn Mahlmann die Hände verschlang, kann er es gegenwärtig mit seinem Feinde über dem Taufstein vollbringen, worauf ein kleiner Junker Kotzebue, oder ein kleines Fräulein des Na-

mens, der Christenheit einverleibet wird. Beide Theile machen sich jedoch ausdrücklich anheischig, nicht, wie bei dem Merkel-Mahlmannschen Friedenshandschlag, rückwärts die Zungen herauszustecken.

Art. 4.

Herr Doktor Merkel gesteht sodann in seinem nächsten Blatte: Er habe, bei seiner vorigen Würdigung der preußischen Geschichte des berühmtes Feindes, geirrt und rezensirt sie nun ganz vortreflich.

Art. 5.

Herr von Kotzebue fertigt einige neue Theaterstücke, wo Gottlieb Merks, der in dem Lustspiele dieses Namens, in den Glücklichen und im arabischen Pulver so schlecht wegkam, jetzt höchst edle Rollen spielt. Dergleichen umgewandelte Ansichten fallen in der heutigen Litteratur nicht mehr auf. Sahen

wir doch schon, daß eine gewisse Feder, die einst dem Herrn Doktor Merkel gar nicht wohl wollte, ihn hernach gegen die Brüder Schlegel in kräftigen Schutz nahm, wo diese, über ihn sich beschwerend, redend eingeführt wurden:

Daran ist unter andern der Merkel Schuld,
Der ist uns ein spitzer Pfahl ins Fleisch.
Zwar haben wir ein miserables Sonnett
Auf ihn mit allerlei Wortspiel gemacht;
Doch bleiben wir mager und er wird fett,
Und hat uns obendrein ausgelacht.

Art. 6.

Damit Herr D. Merkel seinem Schaden, wegen der ausgehändigten funfzig Reichsthaler, nachkommen möge, wird ihm gestattet, Alles, was Herr von Kotzebue, während der entflohenen Kriegsjahre wider ihn schrieb, zu sammeln und in den Druck zu geben. Es kann diese Anthologie füglich einen zweiten

Theil des jetzt vergriffenen und vergessenen Werkleins: Testimonia auctorum de Mercelio oder Paradiesgärtlein für Garlieb Merkel geben, wird reissend abgehn und jene Summe wuchernd vergüten.

Art. 7.

Daß auch Herr von Kotzebue nicht leer ausgehen möge, wird demselben anheimgestellt, Alles vom Herrn D. Merkel in den vergangenen Kampfzeiten gegen ihn Erlassene, übersichtlich gesammelt, dem Publikum zu übergeben. Der Titel: Ehrenpforte und Triumphbogen No. 2. wird zugleich vorgeschlagen. Einem gewinnvollen Absatz ist mit allem Rechte entgegenzusehn.

Art. 8.

Endlich wird ein Kupferstich besorgt, der beide Feinde in einer glühenden, innigen, zärtlichen Versöhnungsumarmung darstellt. Der

Künstler mag auch ein Paar Freudenthränen anbringen. Nebenan ströme Lethe, in dessen Wogen die Edlen Haß und Groll auf — kurze oder lange Zeit, nach Umständen — tauchen. Schade, daß die Wogen nicht: verschwiegne genannt werden können, sintemal alles so an die große Glocke geschlagen wurde. Schade, daß man den Zwist nicht abläugnen kann, wie vor mehreren Jahren ein Paar Entzweite, die nachher in den Zeitungen das Gerücht ihres Zankes öffentlich widerlegten und die ein Spöttling vermuthlich meinte, als er kurz darauf auch in die Zeitung rücken ließ:

Kund und zu wissen:
Daß wir uns nicht gebissen.
Schlächterhund und Täckel.

Dies geht dermalen nicht an. Doch wenn auch. Es ist doch eine Freude, wenn zwei so tief Erbitterte den Friedenskuß sich reichen.

Standrede

an der Bahre eines, vor nicht langer Zeit entschlafenen, schönwissenschaftlichen Blattes.

Hochgelahrte Damen und Herren! Verehrte Ganz- Halb- und Nichtgebildete! Große und kleine Schriftsteller, Ihr Göthe und Saul Ascher! Regsam flinke Mitarbeiter an Journalen und Zeitungen, Federhelden und Federvieh! Reine und schmutzige Buchhändler! Sammt und sonders geehrte und verachtete Leutchen und leselustiges Publikum!

Wir klagen um den Tod eines, den schönen Wissenschaften huldigenden, Blattes, das so eben an einer, bei den Zeitschriften epidemischen Krankheit, am minus verblichen ist.

Gleich manchen von seinen, ins Grab vorangegangenen, Brüdern, hat das böse Uebel diese einst hochfliegende Zeitung auf die stille niedrige Bahre gelegt. Und — wie die Britten auf Leichensteine zeichnen: — Aerzte waren umsonst.

Wohl ziemt unsre Klage bei diesem bewegenden Trauerfall. Sank ein Stern solcher Größe, mögen die Augensterne der Leidtragenden sich in Thränen ehren.

Dennoch bleibe das metrische Elegikon der Poesie anheimgestellt. In ungebundener Zunge mag unsre Wehmuth jammern, vor allen Dingen aber melde sie des edlen Todten Lob.

Nicht Redeschmuck! Das ächte Verdienst kann seiner entrathen. Der wahren Schönheit leihen Diamanten keine neue Anmuth, entwinden ihr vielmehr etwas von dem eignen, hohen, angestammten Glanz. Darum ohne alle Tünche, die Wahrheit!

Theure Leiche, wie sahn wir einst Dein Leben herrlich athmen und blühen! O wie lä=

chelte Dein rosig Gärtlein, Duft auf Duft hauchten die lieblichen würzigen Stauden, Gesäm' auf Gesäm' trieb lustige Entfaltung aus den wundervollen Keimen, Frucht röthete sich auf Frucht, wie sie Homeros von Deinen Gärten, Alkynous! preiset. Sogar des Unkrauts dichte Fülle, wie es aufstrebte, neben der goldnen Sonnenblume, neben der vielgeblatteten Hortensia, neben der, seltne Blüthen spendenden, Aloe, rühmte sie nicht den üppig tragenden Boden?

O viel umfangende Einsicht', tiefe Urborne mächtig kühner Genialität, reinsinnige Zweckmäßigkeit, die edel thätig das Blatt erschufen, aufzogen, ihm sein kräftig Jugendleben pflegten und herzig bewahrten! O schöner Bund hoher Kräfte, wohlthätiger Einflüsse, segnend mächtiger Wirkungen! Dürfen wir die urhebende und erhaltende Intelligenz, da von den Stimmen unsrer Huldigung unumathmet lassen? Nein, sie war es ja, die im Werden

und Walten des Blattes sich hell offenbarte, aus jeder Type sprach, und rief, welche die Kunst der Hutten und Fauste hier blendenden Papiergefilden einverleibt hatte. Doch wozu auch den schöpferischen Geist, wozu die gestaltende und erhaltende Natur nennen? So wir sprechen: Blatt, wohnt ja des todten Wesens Leben in dem Namen.

Prüfe unser Lob die vielumfangende Wissenschaft, deren Lichtstrahlen das Blatt erhellten! Ein Bieneninstinkt war es, der hier zusammentrug in das heimathliche Zellengebäude, jeder Blume, an Hügeln und in Tiefen der Litteratur, ihren Honig entsaugend. Prosaisch verkündend, nahm das Blatt aus hundert Büchern, Journalen und Zeitungen seinen Inhalt. Wohl sprachen die Feinde, es plündre unverschämt, es wärme längst bekannte Dinge ermüdend auf, es sei ein Leichtes mit fremden Federschmuck das Haupt zu zieren. Doch wer unterm Monde schöpfte alles aus eignen inne-

ren Wissensquell, dächte nur an selbstständigen Geistesverkehr, fühlte nur in angeborner Empfindung? Wir sind Alle zusammengeflickte Lumpenkönige, schrieb Herr Feßler an Herrn Friedrich Buchholz, als sie zankten, und Herr Fischer umsonst bemüht war, den Palmenzweig der Versöhnung über sie wehen zu lassen. Gestehn wir demnach, das Blatt war auch, was Hamlet zürnend seinen Vetter nennt; so wußte es dennoch das bunte Gewand wie eigen Päcklein zu tragen, ja, stolzgespreitzt darin zu thun, als wär' es ein Purpurmantel, und das nennen wir billig eine stattliche Aneignungskraft. Wenn historische Anekdoten aus mittlerer oder späterer Zeit dort mitgetheilt wurden — freilich schon an hundert andern Orten abgedruckt, selbst in Schriften zu finden, wie etwa die, wißbegieriger Jugend, so lehrreichen amusemens philologiques — so wußte das der ungeweihte Neuling nicht und glaubte: das Blatt habe noch ganz verborgne Klioschätze

aus Ruinen gezogen. Wenn Kunst und Wissenschaftsnotizen, wenn Vorgänge in der Theater- oder Tonwelt, auch wohl politische von da und dort, aus dem allgemeinen Anzeiger, aus diesem oder jenem Journal geschöpft, erzählt wurden, so konnte vermuthen, wer nicht unterrichtet war, das Blatt habe seine Korrespondenten in allen großen Städten von Europa, hege Verbindung mit den berühmtesten Akademieen und Sozietäten, halte selbst bei Höfen und Gesandschaften seinen Späher. Wenn Herr von Archenholz dem weiland Herrn von Schirach vorrückte: der Hamburger unpartheiische Korrespondent enthalte seine Quellen, so blieb Herr von Schirach dennoch der vielgelesene Editor des politischen Journals und lachte. Ja, sein Nachfolger erlebte den Triumph, jene stolze Minerva dem politischen Journale voran ins Grab sinken zu sehn.

Welche tiefe Einsicht durchblickte, bis in die geheimnißvollsten Dunkelheiten, das an das Blatt geknüpfte Commodum. Sie ließ auch, was man Interesse nennt, mit genau wägender und rechnender Klugheit, zwischen Lesewelt und Verlag sich die Hände reichen; also daß die Leser — oder richtiger, die Mehrheit unter ihnen — sprächen: das Blatt ist interessant, in den Vierteljahrterminen, oder in der Zahlwoche auf Jubilate, das Interesse des Herausgebers, auf dem Comtoirtisch, weidlich klingen, klappen und rauschen möge. Zu dem Ende hütete sich das Blatt mit Weisheit: nur kluge Sachen dem Publikum aufzutischen. Ja, den Anfang seines Erscheinens ausgenommen, hat man Aufsätze von sothanem Charakter gar nicht mehr gewahrt. Der menschenkundigen Weisheit blieb es nicht geheim: der Klugen Zahl sei winzig, der Einfältigen Zahl heisse Legion. Mit kluger Auswahl brachte es dieserhalb ganz vorzüglich viele einfältige Abhand-

lungen, fades Geschwätz, nüchterne Poesien, Rezensionen ohne Urtheil, Epigramme ohne Salz, Lieder ohne Feuer, klar überzeugt, das Alles müsse sein Publikum finden. — Wenn demungeachtet, nach langem, standhaft männlichem Ausharren, die wohl berechnete Absicht verfehlt blieb, so hat man diesen traurigen Unfall auf die pauvreté der Zeiten, auf den schlechten Dank der Menschheit gegen alles Erhabne, zu schieben.

Die Zweckmäßigkeit ging mit jener tiefen Einsicht Hand in Hand, oder man könnte auch sagen: die Schwestern waren so vereinigt, daß sie wie ein und das nämliche Wesen konnten betrachtet werden. So hütete sich das Blatt vorsichtig, verständige Mitarbeiter zu halten, ja schaffte die, welche im Anfang vorhanden waren, nach und nach bei Seite, indem ihnen die Redaktion den Ehrensold vorenthielt, oder vulgo, sie nicht bezahlte. Eine gerichtliche Klage, hoffte jene, würden sie aus Zartgefühl nicht anstellen, dagegen mit Verachtung schweigen,

was auch zu ihrem Triumph erfolgte. Doppelt war der Vortheil. Einmal hatte sich eine beschwerliche Geisteskraft von dem Institute getrennt, ferner sah man sich auch lästiger klingenden Berichtigungen überhoben. Das Blatt sah fernerhin mit wirthlich sparsamer Zweckmäßigkeit darauf, Mitarbeiter und Beiträge ohne Geldausgabe anzuschaffen. Daher unterzog der emsige Vorsteher sich vielen Mühwaltungen, in eigner Person. Er förderte Gedichte und Erzählungen in Menge und zwar also, daß sie einzeln in dem Blatte abgedruckt, und dann auch wieder in besonderen Werken gesammelt und vereint wurden. So konnten sie doppelten Gewinn eintragen. Ja man hat gesehn, daß einzelne Stücklein, an drei Orten an's Licht traten. Doch um der Eintönigkeit, der Ahnung: viele der Wasserbäche entströmten einem Quell, auszuweichen, unterzeichnete man verschiedene Chiffern, suchte auch mehrerlei Stil anzuwenden. Zugleich schrieb der Herausgeber

viele Briefe an sich selbst, aus nahen und fernen Orten, die sein Auge nimmer gesehn. Er war folglich auch der geschickten Reisenden Einer, welche Hunderte von Meilen auf ihrer Stube zurücklegen; man konnte ihn da, von einer Seite wenigstens, einem Thümmel oder Selbiger zur Seite stellen, obschon in anderer Hinsicht nicht passen möchte. Demnächst suchte das Blatt mit angehenden Musenjüngern in Verbindung zu treten, etwa von der Gattung, welche der alte Philister Nikolai Shakespearchens nannte, Küchlein, die kaum der Schaale entkrochen, bereits Genie pipten. Diese gaben, für die Ehre sich gedruckt zu sehn, ihre Erstlingsopfer am Altar der — ihnen freilich kein Willkommen lächelnden — Pallas Athene gern und stolz hin. Das Blatt suchte auch bei manchem poetischen und prosaischen Dilettanten den Ehrgeiz anzufachen: daß sie die Honorare abwiesen, nach der Fabelmoral des Herrn von Göthe:

Der Eine streut seine Blüthen herum
Seinen Freunden, dem Publikum,
Der Andre läßt sich pränumeriren —
wiewohl Herr von Göthe sich, ehe er Hermann und Dorothea nach Berlin einsandte, durch Herrn Vieweg zweihundert Friedrichsd'or übermachen ließ. Bei dem Allen würde das dem Blatte, noch der Materialien nicht hinlänglich geliefert haben, man hatte anderweitig danach sich umzusehn. So gab es denn hie und da Schriftsteller, welche einem und dem anderen Künstler, aus diesem oder jenem Grunde (als da sind: verehrte Exemplare von Kupferstichen, Freibillette zu Konzerten u. s. w.) mit Freundschaft zugethan waren. Das Blatt gestattete ihnen, sie hier dankbarlich, aus vollen Backen, zu preisen. Andere Autoren suchten, durch Lobreden oder Oden, irgend einem Vornehmen sich bemerkt zu machen, um vielleicht irgend ein Profitchen auf diesem Wege zu erhaschen. Das Blatt nahm

sodann ihre spekulativen Apotheosen willig auf. Andere hatten sich in eine Sängerin oder Schauspielerin verliebt, wollten, dafern keine Gegenzuneigung zu erlangen stände, mindestens vor den Leuten als ihre Liebhaber gelten; sie durften also hier in Konzert- oder Schauspielkritiken die Gefeierten Wolkenan heben und ihre Schwestern zum nächtlichen Thron der Proserpina hinabstoßen, oder auch, in Sonnetten und Trioletten, ihre Liebesseufzer ausathmen. Wieder gab es Federführer, die an Neid und Mißgunst gegen berühmte Namen krankten, und sich von gefährlichen Gallenfiebern oder Gelbsuchten bedroht sahen. Wohlthätig, gleichsam mit ärztlicher Hand, nahm das Blatt sich ihrer an, obwohl nach Grundsätzen der Humoralpathologie, welche die Schärfen und Kruditäten, unmittelbar, vom Organismus zu trennen gebietet. So durften solche Männer ihr Krankheitsmiasma in dasselbe purgiren, es erwies sich ihnen, wie das kleine

Hausgeräth, woran Blumauer eine Ode dichtete, allzeit dienstbar. Sie mochten die Feinde mit Rezensionen ihrer Werke nach Belieben anfallen. Die Redaktion sah es nicht ungern, wenn viele Bosheit purgirt wurde, denn das konnte nützliches Aufsehn erregen. Persönlichkeiten waren ihr besonders genehm, weil Schmähkritiken, die einzig nur sich mit Tadel und Herabsetzung des Werkes befassen, ihrer Häufigkeit willen, lange schon ihren Werth verloren. Ueberhaupt nahm das Blatt gern anfeindend Gift auf, denn, wie in der Heilkunde manche Gifte als Reizmittel gebraucht werden, sollten sie hier, die beim Publikum viel erschlaffte Lesesucht, wieder kräftigen. Werke, die sonst allgemeinen Beifall gewannen, zerfleischte das Blatt am liebsten, auf Männer von Belang geiferte es mit vorzüglichem Wohlbehagen, denn, außer dem Nutzen der, durch Neid und Mißgunst erzeugten, Galleabführung, konnte man sich da ein Ansehn geben und imponiren. Man

hat selbst Beispiele, daß von gehaßten Personen, erdichtete, offenbare, verläumderische Lügen in dem Blatte standen. Dies bewies aber Charakter, worauf die neuere Lebensphilosophie dringt, und der einmal will, daß man so mit Kraft liebe, als hasse. Auch dem Zeitalter wurde so geschmeichelt und dem deutschen Biedersinn: denn es liegt am Tage, wie gäng und gäbe seit den Zeiten getrennter politischen Ansichten und Meinungen, gleichwie der Streitigkeiten über Geschmackstheorien, die Verläumdung in Deutschland geworden ist. Die feindliche Meinung verderblich befehden, gilt da Biederherzigkeit für die eigne, sonst hätte ja der Held von Teutoburg Varus Kohorten schonen können.

Demungeachtet lobte das Blatt auch und wir berührten schon die Gelegenheiten. Allein die Mitarbeiter konnten auch Einer den Andern nach Willkühr preisen, sich gegenseitig, wenigstens zu erheben suchen, wie es vor

Zeiten Wieland und Jakobi wirklich thaten. So vergalt ihnen das hier durch ihr Lob erzielte Wiederlob, doch auch einen Theil der Mühe sonstiger Arbeiten. Auch lobte das Blatt alle Artikel, die sein Verlag anderweitig feilbot. Da wurde ein Roman von Hans Dummkopf, über die Wahlverwandschaften, ein Lied von Peter Bierfiedler, über Glucks Iphigenia, ein Kupfer von Töffel Schmierstichel über die besten Werke eines Bartolozzi gestellt. Und dies Alles war kaufmännischer Machiavellismus, und wer lobte den nicht, überhaupt in unseren Tagen?

Noch erwähne unser gerechtes Lob der kühnen Genialität, womit dies Blatt, oder sein Urheber auftrat. Was ist Genialität? Durchbrechung der Schranken, Hinausschwingen über das Gewohnte, geöffneter Eingang in neue Bahnen. Wir hörten, daß von Seiten der hier dem Lesegaumen dargebotnen Speisen, nicht von Genialität die Rede seyn konnte, und erfuhren auch,

warum. Doch anderweitig ohne allen Zweifel. Man durchbrach viele Schranken: auch die der Ehre schwang sich über viel Gewohntes hinaus, schwang sich hinaus über Wahrheit und Redlichkeit, betrat neue Bahnen, auch die einer nie zuvor erlebten Unverschämtheit. Kühn war diese Genialität. Laertes ruft: Ich trotze der Verdammniß! Sie rief: Ich trotze dem Prügel! ob sie ihn schon — wie Einige behaupten — sollte empfangen haben.

Und dennoch mußte dies Blatt untergehn! am elendigen Minus hinsterben, wie ein Ahorn, dem zu viele Zuckersäfte entzapft werden, am Mangel an Lesern, wie eine Pflanze, welche in der Dürre kein Gärtner begießt, mußte sich ausgejätet sehn in den litterarischen Auen, wie eine Nessel vom Gartenbeet. O wie männlich kämpfte es gegen seine Misschicksale, gegen die täglich geringere Nachfrage, gegen den treulosen Abfall der Abonnenten, gegen die remittenda auf der Messe, von den Leipziger

Packträgern, auch launig, Krebse genannt! Es borgte immer neues Papier auf, wußte die Drucker mit glatten Worten immer wieder zu neuem Kredit zu bewegen, prahlte, wie betrübt sie auch ausgefallen waren, mit vortreflichen, auf der letzten Messe gemachten Geschäften — Alles doch endlich umsonst.

Der Parze Scheere klang,
Das Blättlein sank
In tausend Todtengrüfte;
Da wehen Kellerlüfte.
Doch wird's auch tausendfach erstehn,
Um Viktualien mancher Art zu sehn.
Noch manches späte Jahr wird seine Trümmer kennen,
Im Kaffehaus, beim Pfeifanbrennen.
Wir möchten eine Grabschrift wohl ihm singen,
Sie könnte stolz genug erklingen:
Sind Theben, Babilon, Athen gefallen,
Wie hofften Ewigkeit bedruckte Ballen?

Doch ziemte sie der Leiche nimmer gut,
Weil sie ja nicht im Grabe ruht:
Sie nützet todt noch mehr, als durch Verwesen,
Sie dient der Butter und den Käsen.

Ende des ersten Bändchens.

Gedruckt mit Kreuzers-Scholzischen Schriften.

